

FRIEDRICH MEINECKE
WERKE · BAND VIII

FRIEDRICH MEINECKE
WERKE

Herausgegeben

im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Institutes
der Freien Universität Berlin

von

HANS HERZFELD, CARL HINRICHS †
WALTHER HOFER, EBERHARD KESSEL
GEORG KOTOWSKI

In Zusammenarbeit von

K. F. KOEHLER VERLAG, STUTTGART
R. OLDENBOURG VERLAG, MÜNCHEN
SIEGFRIED TOECHE-MITTLER VERLAG, DARMSTADT

FRIEDRICH MEINECKE

Autobiographische Schriften

Herausgegeben und eingeleitet von

EBERHARD KESSEL



K. F. KOEHLER VERLAG
STUTT GART 1969

Der Abdruck der Schrift
„DIE DEUTSCHE KATASTROPHE“
geschieht mit freundlicher Genehmigung
des Verlages F. A. Brockhaus, Wiesbaden

© 1969 K. F. Koehler Verlag, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht
gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie)
zu vervielfältigen.

Gesamtherstellung: Greiserdruck, Rastatt

Meiner Lebensgefährtin gewidmet

Ein Leben, mühsam einst auf engen Wegen,
Doch immer einem Leitgestirn entgegen,
Im Kampfe mit des Schicksals Grundgewalten,
Nun liegt es abgeschlossen vor uns Alten.
Bald war es hell um uns, bald ward es dunkel.
Dann schaut ich auf zum Himmelssterngefunkel.
Und wie wir uns versenken ins Vergangne,
So fühlen wir uns nicht mehr als Gefangne,
Vielmehr als innerlich geeinte Zweiheit
Durchmaßen wir den Weg zur inneren Freiheit.
So möge dieses Buch sein ein Verbinder
Für dich und mich und Kind und Kindeskind,
Auf daß ein jegliches sich einst erwähle
Als höchstes Gut die freie, frohe Seele,
Die auch im Drucke nimmer könnte missen
Die unbedingte Freiheit im Gewissen.
Und scheint dies Buch von Wolken oft umzogen,
Es kam und blieb der Liebe Regenbogen.

INHALT

Widmung	V
Einleitung des Herausgebers	IX

Erste Abteilung

ERLEBTES 1862–1901

Warum ich diese Lebenserinnerungen schreibe	3
Meine Ahnen	5
Aus der Salzwedler Kindheit meines Vaters	7
Aus meiner eigenen Salzwedler Kindheit und Jugend	13
Das Elternhaus in Berlin	24
Auf dem Köllnischen Gymnasium	29
Auf Wanderbeinen	40
Primanerträume	44
Das erste Berliner Semester	50
Zwei Semester in Bonn	56
Berliner Couleurstudent	66
Die letzten Berliner Semester	70
Ein halbes Jahr Hauslehrer	77
Die ersten Archivjahre	83
Die neuen Freunde	90
Innere Wandlungen, eigene Arbeiten	101
Sybel, Historische Zeitschrift, Delbrück	110
Heirat und Hausstand	113
Treitschke und Habilitation	117
Neue Hausfreunde, politische Wandlung	121
Privatdozentennöte und letzte Archivjahre	128

Zweite Abteilung

STRASSBURG / FREIBURG / BERLIN 1901–1919

Vorwort	137
Erlebtes in Straßburg (1901–1906)	138
Übersiedlung nach Straßburg und Fall Spahn	138
Stadt, Land und Leute – Hausbau	143
Von der Universität	147
Die Graeca	156
Eigene Arbeit und Reisen	159
Die oberrheinische Kulturprovinz	165
Vertreibung aus Straßburg	170
Erlebtes in Freiburg (1906–1914)	172
Erste Eindrücke	172
Die Fakultät	178
Die Kollegen	181
Die Schüler	192
Eigene Arbeit	199
Allerlei Lebenswellen	205
Die Politik	213
Abschied von Freiburg und erste Kriegswochen	219

Inhalt

Erlebtes in Berlin (1914–1919)	225
Dahlem und was damit zusammenhing	225
Hintze, Troeltsch und der Spaziergang	232
Mittwochs-Gesellschaft, Graeca und Mittwoch-Abend	238
Lehrtätigkeit	245
Fakultät	248
Akademie	251
Eigene Pläne und Arbeiten	257
Politik und Reisen 1914/15	261
Politik und Reisen 1916/17	271
Politik und Zusammenbruch 1918	289
Tagebuchblätter 1918/19	305
Schlußbetrachtungen 1943/44	315

Dritte Abteilung

DIE DEUTSCHE KATASTROPHE

Vorbemerkung	323
1. Die beiden Wellen des Zeitalters	325
2. Deutsches Menschentum vor und nach der Reichsgründung	332
3. Deutsches Menschentum im ersten Weltkriege	349
4. Die ersten Nachkriegserlebnisse	355
5. Homo sapiens und homo faber	359
6. Militarismus und Hitlerismus	365
7. Der Massenmachiavellismus	376
8. Der Zufall und das Allgemeine	382
9. Vom positiven Gehalte des Hitlerismus	395
10. Hitlerismus und Bolschewismus	402
11. Hitlerismus und Christentum	406
12. Hitlerismus und Westmächte	411
13. Hat der Hitlerismus eine Zukunft?	417
14. Aus der Vorgeschichte des 20. Juli 1944	421
15. Wege zur Erneuerung	427

ANHANG

Autobiographische Niederschrift vom März 1939	449
Ausblick vom Münsterturm (1934)	455
Rudolf Eucken (1901)	459
Wilhelm Wetz (1910)	462
Wilhelm Windelband (1916)	468
Eugen Schiffer	
1. Zum 70. Geburtstag 16. 2. 1930	470
2. Deutschlands Krise. Bemerkungen zu dem neuen Buch Schiffers „Sturm über Deutschland“ (1932)	475
Kühlmanns „Gedanken über Deutschland“ (1931)	481
Hermann Oncken	
1. Tischrede zum 70. Geburtstag 16. 10.1939	487
2. Grabrede (2. 1. 1946)	491
Lebenströster. Betrachtungen über zwei Goethesche Gedichte	492
Personenregister	511

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Alfred Dove hat das herbe Wort geprägt: „Selbstbiographie ist das persönliche Bekenntnis, daß man sachlich nichts mehr von Belang vorzubringen hat.“¹ Freilich hat es einen wahren Kern, aber es berücksichtigt nicht, daß eben das subjektive Element des Persönlichen, das in der Selbstbiographie vorherrscht, zu einem sachlichen Anliegen werden kann; das ist die, mit Ranke zu sprechen, „gleichsam Pflicht der Reminiscenz“², um deren Erfüllung sich noch der Greis bemühen kann, auch wenn das Nachlassen der Kräfte anhaltende wissenschaftliche Forschung am fremden Gegenstande hindert.

Diese „Pflicht der Reminiscenz“ hat Friedrich Meinecke sehr lebhaft empfunden, und er hat sie mit ähnlichen Wendungen, wie sie seiner Zeit der alte Ranke gebraucht hatte, umschrieben³, als er daranging, seine Lebenserinnerungen abzufassen, nicht weil er „sachlich nichts mehr von Belang“ vorzubringen gehabt hätte, sondern weil darin etwas „Sachliches“ bestand, das er noch leisten konnte und, wie er meinte, mußte; denn er stellte sein persönliches Leben, so minimal sein Anteil an dem großen Geschehen der Epoche war, mit allen seinen „kleinen und harmlosen Erlebnissen, wie sie freundlich unser Schicksal umspielen“, hinein in den Sachzusammenhang der Geschichte seiner Zeit.

Als Meinecke im Jahre 1936 sein letztes großes Hauptwerk über die Entstehung des Historismus⁴ herausgebracht hatte, und auch das schon nicht mehr ganz in dem Umfang, wie es ursprünglich sein Vorsatz gewesen war, da stand er im 75. Lebensjahr und meinte, sowieso physisch von zarter Konstitution und zunehmenden Altersbeschwerden entgegenschend, nun nichts Großes mehr in Angriff nehmen zu können. Die Kraft für die Vollendung des Historismus-Werkes, wenigstens bis zu Goethe, hatte er sich nur

¹ Alfred Dove, *Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts*, 1898, S. 222.

² Werke Bd. 53/54, S. 45, Diktat vom Dezember 1875.

³ Vgl. unten S. 3 f.

⁴ Werke Bd. III, mit der Einleitung von Carl Hinrichs.

durch genaue Arbeitsökonomie und überlegte Selbstdisziplin abgerungen. Er stellte sich nunmehr auf eine Nachlese ein. Freilich, die Frage, wie die Lücke zwischen Goethe und Ranke auszufüllen sein würde, hat ihn noch bis zuletzt beschäftigt; er fand, daß Humboldt und Schleiermacher wichtiger dafür wären als „die gleichzeitigen Luftschlößer der Metaphysiker, ja vielleicht selbst als die Leistung der Romantiker“.⁵ Doch konnte er nur noch das eine oder andere Thema herausgreifen, Schiller vor allem und außerdem Schleiermacher.⁶ Er spürte „das zunehmende Alter an der schrittweise abnehmenden Arbeitskraft“ und billigte sich in seinen Arbeiten „ein langsames Tempo zu“, um dafür und zugleich in Ausnützung von durch Krankheit und Rekonvaleszenz bedingten Pausen „Lücken meiner eigenen Anschauung und Bildung auszufüllen“.⁷ Dabei stieß er auf Karl Hillebrand, den glänzenden Essayisten und nachdenklichen Kritiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und auf Theodor Mommsens akademische Reden und Aufsätze aus den siebziger bis neunziger Jahren. Er bemerkte in ihnen eine eigenständige geistige Kraft von nun erst nachträglich ganz erkannter Bedeutung und Hillebrands Essays brachten ihm zum Bewußtsein: „Diese siebziger Jahre, in denen er schrieb, sind doch gar nicht so arm an hoher Kultur gewesen, wie jetzt oft ausgeschrieen wird . . .“⁸ Zugleich aber fand er bei ihnen bereits eine Kritik und gewisse Resignation, die sich der Schwächen der Zeit und der allgemeinen Kulturentwicklung stärker bewußt war, als Meinecke das in seiner Jugend gespürt hatte. Denn seine eigenen Jugendjahre waren es ja, die in diese Zeit fielen. Wie hatte er, so fragte er sich, jene Zeit damals empfunden, und wie hatte sie auf ihn gewirkt?

Damit war jene intensive Verbindung sachlichen und persönlichen Interesses Meineckes an der eigenen Lebensgeschichte gegeben, die ihn zur Abfassung seiner Erinnerungen veranlaßt oder doch den entscheidenden Antrieb dazu gegeben hat. Vorher hatte er nur Einiges für die Familie aufgezeichnet, Kindheitserinnerungen vor allem, so aus seiner Salzwedeler Jugendzeit, aus denen

⁵ Vgl. den Brief an Gustav Mayer vom 25. 2. 1938, Briefwechsel (Werke VI), S. 179.

⁶ Diese Studien alle in Werke Bd. IV.

⁷ Vgl. den Brief an Wilh. Steffens vom 5. 11. 1938, Briefwechsel, S. 182 f.

⁸ Ebd. S. 183.

er auch etwas für die Festschrift der Stadt Salzwedel zum 700jährigen Bestehen 1933 mitgeteilt hatte. Er konnte auch mündlich bei kleinen Teegesellschaften, die er sich einlud, oder im Einzelgespräch lebendig und anschaulich von den großen Historikern des 19. Jahrhunderts, die er noch persönlich kennen gelernt hatte, erzählen. Der Entschluß zur abgerundeten Abfassung seiner Erinnerungen mit dem Ziel späterer Veröffentlichung kam ihm doch erst jetzt, und im März 1939 hat er in kleinem Kreise davon gesprochen und die Altersgenossen zu ähnlichem Tun aufgefordert, wie eine im Nachlaß aufgefundene diesbezügliche Niederschrift deutlich macht, die man geradezu als die Keimzelle seiner autobiographischen Aufzeichnungen ansehen kann; denn hier finden sich bereits Wendungen, die wörtlich in das erste Bändchen „Erlebtes 1862–1901“ übergegangen sind und gerade jenes Hineinstellen des eigenen Lebens in das allgemeine Schicksal der Epoche kennzeichnen.⁹

Aus dem Zusammenhang der autobiographischen Niederschrift vom März 1939 geht deutlich hervor, wie die Lektüre von Hillebrand und Mommsen Meineckes Gedanken die Richtung auf das Problem des Kulturverfalls in Deutschland im neuen Kaiserreich gegeben und in ihm die Frage nach der Verknüpfung der eigenen Jugendgeschichte mit diesem Vorgang hat entstehen lassen. Sehr verständlich daher, daß Meineckes autobiographisches Interesse zunächst ganz seiner Jugendepoche gehörte, und so hat er erst einmal sein Leben bis zur Berufung nach Straßburg 1901 geschildert, womit es nicht nur äußerlich endgültig in die akademische Laufbahn einmündete, sondern überhaupt die Richtung auf seine eigentümliche Lebensleistung nahm. Bis dahin war noch alles ungewiß und konnte auch einen anderen Weg nehmen. Jetzt kam Beruf und Berufung in innere Übereinstimmung, die eigentliche Entwicklungsphase war abgeschlossen.

Aber Meineckes autobiographisches Interesse hatte noch einen anderen Schwerpunkt, den er ebenfalls bereits in der Aufzeichnung vom März 1939 vermerkt hat, und dieser Schwerpunkt führte über die Jugendgeschichte hinaus auf die Höhe des Mannesalters: es ist die Überzeugung und das Bewußtsein, zu der Generation zu ge-

⁹ Vgl. unten Anhang, S. 449 ff. Dazu Einleitung zu Werke Bd. VII, S. XXXIII f.

hören, „die den Weltkrieg verloren hat.“¹⁰ Damit war ein weiteres Thema berührt, das sein persönliches Dasein in Beziehung zu den großen Weltereignissen setzte; und so hat er sich nach Beendigung des ersten Bändchens seiner Lebenserinnerungen (1940, erschienen 1941) die Fortsetzung vorgenommen, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs reicht. Nach seiner Angabe im Vorwort dazu ist sie in den Jahren 1943 bis 1944 während der Endphase des Zweiten Weltkrieges abgefaßt worden, und er weist auch gelegentlich im Text auf diesen Zeitpunkt hin. Doch hat er sich schon früher damit beschäftigt. Den Vorsatz dazu enthielt bereits die Einleitung zum ersten Teil, nur mit dem Zweifel, ob es noch gelingen werde, und wenn ja, so hielt er die Veröffentlichung erst nach seinem Tode für möglich. Nach Beendigung des Frankreichfeldzuges 1940 hat er in der Zeitschrift „Die Erziehung“, September 1940, S. 281 bis 288, „Straßburger Erinnerungen“ publiziert, die nichts anderes als einen auszugsweisen Vorabdruck oder eine Erstfassung der betreffenden Teile des Buches darstellen.¹¹ Damals muß also schon etwas von der Fortsetzung vorhanden gewesen sein. Die ursprüngliche, nur für die Familie bestimmte Niederschrift reichte jedenfalls bereits bis 1914. Doch hat ihm die definitive Fassung für die Veröffentlichung noch größere Schwierigkeiten bereitet, als er zunächst gedacht hatte.¹² Er las zur Anregung und zur Belebung seines Gedächtnisses die Kriegs- und Vorkriegsjahrgänge der Preußischen Jahrbücher mit ihren politischen Übersichten und wurde dadurch gleichzeitig doch wieder gehemmt, indem er sah, „wie die Wahrheiten und Irrtümer damals von uns selbst immer im Gemenge vertreten wurden . . . Und so sage ich mir, daß wir auch heute, wo wir den Ausgang des Ganzen noch nicht wissen, nur mit der Stange im Nebel herumfuhrwerken . . .“¹³ Deshalb schien ihm eine überschaubare Erzählung seines Erlebens darin

¹⁰ Vgl. unten S. 4 und S. 449.

¹¹ Ein Wiederabdruck neben dem Text der Erinnerungen erübrigt sich, da nur formale Unterschiede vorhanden sind, abgesehen davon, daß Meinecke 1940 in der Zeitschrift die Zuversicht auf die Wiedervereinigung der durch das Weltkriegsende 1918 zerrissenen „oberrheinischen Kulturprovinz“ noch aussprechen konnte. Als Veranlassung zur Veröffentlichung gibt er eine Aufforderung des Herausgebers an.

¹² Vgl. die Briefe an Wilh. Steffens vom 17. 8. und 7. 11. 1941, Briefwechsel, S. 199 f.

¹³ Brief an Steffens vom 7. 11. 1941, ebd. S. 201.

vorerst schwer möglich, und er scheute auch die Ressentiments und den Grimm gegen seine damaligen politischen Gegner und wollte seine Erzählung doch davon gänzlich frei halten.

So ist die Verzögerung der Fortsetzung des Erinnerungswerkes ohne weiteres zu verstehen, zumal sich nun erneut die historiographischen Themen aufdrängten, so Dilthey, Schlosser, Ferd. Christian Baur und vor allem Jacob Burckhardt unter dem Eindruck der Zeitereignisse, und dann diese selbst in ihrer äußerlich und innerlich hemmenden Wirkung. Erst 1943 kam die Autobiographie wieder zu ihrem Recht. In den drei Monaten von Mitte August bis Mitte November 1943 hat er „am engen Fensterplatze“ in Oberschreiberhau den Abschnitt über das Erleben des Ersten Weltkrieges geschrieben, während „die Zeit vorher“ noch nachzutragen war.¹⁴ Das ist dann 1944 in Berlin und jedenfalls auch wieder in Oberschreiberhau geschehen; dabei immer wieder über die Frage nachsinnend: „Wie ist es zu den Wandlungen des deutschen Menschentums vom 19. zum 20. Jahrhundert hinüber eigentlich gekommen?“¹⁵

Aber wenn Meinecke zunächst gedacht hatte, daß diese Fortsetzung seiner Erinnerungen erst nach seinem Tode erscheinen würde, so ist er doch noch selbst in die Lage gekommen, sie der Öffentlichkeit nach Kriegsende zu übergeben, ohne freilich nachträglich etwas daran zu ändern, so daß sie in der Diktion die Farbe der Zeit während des Krieges trägt und füglich auch behalten muß. Denn so ist sie entstanden, und so muß sie gewürdigt werden.

Darüber hinaus ist er nicht mehr gegangen. Seine autobiographischen Pläne waren damit erfüllt, und er hat sich auch nicht durch die längere Lebensdauer, die ihm noch beschieden war, anders bestimmen lassen. Vielmehr sind es dann die allgemeinsten Bezüge des deutschen und des europäischen Schicksals gewesen, die ihn inmitten der Katastrophe von 1945 unter schwierigsten äußeren Bedingungen in Wasserndorf und in Göttingen noch einmal haben zur Feder greifen lassen. So ist von einigen kleineren Spätfrüchten seines Geistes abgesehen seine letzte umfassende Aussage die Schrift „Die deutsche Katastrophe“ geworden, in der sein

¹⁴ Brief an Wilh. Steffens vom 13. 11. 1943, Briefwechsel, S. 219, dazu die Briefe an Kaehler vom 6. 12. 43 und 4. 9. 44 und an Spranger vom 6. 8. 44 ebd. S. 439, 458, 574.

¹⁵ Brief an Wilh. Steffens vom 10. 11. 1944, ebd. S. 229.

trotz der drückenden Last der Jahre und der Trostlosigkeit der Zeit nicht resignierender Geist noch das Facit der neuen Situation zu ziehen versucht hat. Daß dies trotz des objektiven Bezugs der Schrift nun aber nicht ohne die persönliche Erinnerung an die jüngst durchlebte Zeit geschehen konnte, ergab sich für Meinecke ganz von selbst: Erinnerungsbuch und vollgültiges Geschichtswerk zugleich, wie Siegfried A. Kaehler sogleich bemerkt hat.¹⁶ Meinecke hat selbst in der Vorbemerkung dazu gesagt, daß es ihm darauf ankäme, das „Gegenlager zu Hitler“ aus seinem eigenen Erlebnis der Zeit zu Wort kommen zu lassen. „Betrachtungen und Erinnerungen“ lautet dementsprechend der Untertitel, der deutlich macht, daß nun auch in dieser letzten zeitgeschichtlichen Publikation Meineckes zugleich ein autobiographisches Zeugnis enthalten ist, nur daß sich der Schwerpunkt nunmehr von der subjektiven Seite des Erlebenden auf die objektive Seite des Erlebten verlagert hat. Jedoch nicht so viel, daß wir nicht diese Schrift noch als Ersatz für das fehlende Stück Selbstbiographie nehmen dürften, und so ist sie als dritter Teil zu den beiden Erinnerungsbüchern Meineckes in diesen Band seiner Werke mit aufgenommen, wozu der Eberhard-Brockhaus-Verlag Wiesbaden seine Genehmigung dankenswerterweise gegeben hat.

Es versteht sich von selbst, daß der 84jährige bei der Abfassung dieser Schrift sein Ureigenstes gegeben hat, und es versteht sich bei seiner ausgeprägten Eigenart ebenso, daß das nicht jedermanns Sache sein kann, und so ist die Aufnahme im Publikum notwendigerweise nicht ganz einheitlich gewesen. Auch einzelne stoffliche Berichtigungen hat man gemacht, und der Generalmajor Hanshenning von Holtzendorff hat ihm eine längere Ausarbeitung über die Rolle Schleichers und der Reichswehr geschickt, da er Meineckes Urteil über Schleicher für ungerechtfertigt hielt.¹⁷ Es

¹⁶ Kaehler an Meinecke vom 30. 10. 46, ebd. S. 504, dazu Kaehlers Rezension in Gött. Univ. Ztg., 1946, Nr. 20, S. 3–5.

¹⁷ Das Meinecke übersandte MaschinenschriftMs., Durchschlag d. d. 22. Juni 1946, im Nachlaß Nr. 164. Herr General von Holtzendorff hat auch ein Exemplar an das Institut für Zeitgeschichte in München gegeben. Auch Kaehler in seiner Rezension wollte die Rolle der Reichswehr anders bewertet wissen. Sachlich über diese Fragen inzwischen die Arbeiten von Thilo Vogelsang, besonders: „Reichswehr, Staat und NSDAP“ (1962), Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 11.

ist eine offene Frage, wie weit etwa Meinecke bei einer neuen Durcharbeitung, wenn er dazu imstande gewesen wäre, solchen Einwänden Rechnung getragen haben würde. Das muß der Leser berücksichtigen.

Aus der heutigen Sicht ist außerdem zu beachten, daß gerade diese Auseinandersetzung mit den Problemen der Gegenwart mehr als jede andere den Stempel des Augenblicks tragen mußte. Das gilt insbesondere für die Ausblicke in die Zukunft und das innig rührende Wunschbild der Goethegemeinden, das er zum Schluß heraufbeschworen hat, und das wir nur mit einer gewissen Wehmut zur Kenntnis nehmen können. Über alledem ist jedoch das Wichtigste die tragende Funktion des Meineckeschen Historismus, die von solchen Einzelheiten nicht berührt wird, sondern in der individuellen Eigenbedeutung der Meineckeschen Gedankenwelt im Zusammenhang steht mit seinem gesamten Lebenswerk. Man kann das eine nicht gelten lassen, ohne das andere anzuerkennen. Und so stellen diese autobiographischen oder doch autobiographisch gefärbten Schriften subjektiv den Gipfel seiner Geschichtsschreibung dar.

Der Inhalt der Schrift „Die deutsche Katastrophe“ geht freilich insofern weit über die beiden Erlebnisbücher hinaus, als darin die großen grundsätzlichen Fragen, die unser Schicksal aufgeworfen hat, unmittelbar angegangen werden. In dieser Hinsicht steht die Schrift zugleich im direkten Zusammenhang mit den großen Hauptwerken Meineckes, die zwar nicht einfach in die Gegenwart ausmünden, aber jedesmal von tiefer aktueller Fragestellung getragen und damit auch in der jeweils veränderten Zeitlage thematisch entsprechend nuanciert worden sind; und ebenso besteht ein Zusammenhang mit den kleinen Schriften, in denen er zu den tiefsten Problemen seiner Wissenschaft Stellung genommen hat. Die letzte Frage bei Meinecke aber ist die nach Freiheit und Notwendigkeit.¹⁸ Meinecke bejaht den Zufall, der ein konstitutives Element der geschichtlichen Entwicklung ist, mit all seiner scheinbaren Sinnlosigkeit und Undurchsichtigkeit. Mit dieser realistischen Einsicht bewahrt er sich zugleich den Sinn für das X der Persönlichkeit, das den jungen Studenten einst aus der Lehre Droy-

¹⁸ Dies Problem hat vor allem die ausführliche Besprechung von Gisbert Beyerhaus in der Historischen Zeitschrift 169 (1949), S. 73–87, in den Mittelpunkt gerückt.

sens unmittelbar angesprochen und blitzartig, wie er sagt¹⁹, in ihm gezündet hat. So gering das Maß und der Bereich der Freiheit des Individuums inmitten aller Zwangsläufigkeiten des irdischen Daseins sein mag, sie ist da und bedingt gleichzeitig in demselben Umfange die Verantwortlichkeit des Menschen nicht nur für sich selbst, sondern darüber hinaus für das allgemeine Geschehen: „Alle Ewigkeitswerte der Geschichte stammen letzten Endes aus den Gewissensentscheidungen der handelnden Menschen.“²⁰ Meinecke spricht es dann auch in der „Deutschen Katastrophe“ ganz entschieden aus, „daß der Faktor der Freiheit in der Geschichte, das heißt die Möglichkeit des auch anders handeln Könnens, als gehandelt worden ist, niemals übersehen werden darf.“²¹

So mündet Meineckes autobiographisches Bekenntnis bei aller Skepsis und Selbstkritik nicht in Resignation und Fatalismus aus, sondern trotz der Schwere der Zeit und der von ihr auferlegten Leiden in der Überzeugung von der Verantwortlichkeit der handelnden Menschen. So bildet die Schrift „Die deutsche Katastrophe“ mit den beiden Erinnerungsbüchern eine innere Einheit, und so mag sie mit ihnen in diesem Bande der Werke vereinigt, das Widmungsgedicht der Erinnerungen aber dem Ganzen vorangestellt werden.

Für die Textgestaltung mußte überall die Endfassung zugrunde gelegt werden, bei der „Deutschen Katastrophe“ die 2. Auflage von 1946. Manuskriptteile der Niederschrift und Bruchstücke gedruckter früherer Fassung ergaben nichts von Belang. Einige Druckfehler und Schreibversehen wurden stillschweigend verbessert, dabei Meineckes Handexemplar der Erinnerungen 2. Tl. berücksichtigt. Von einer durchgehenden Kommentierung wurde Abstand genommen, dafür genüge der allgemeine Hinweis, daß sich ständige Berührungen vor allem mit dem Briefwechsel in Bd. VI und mit den Schriften zur Geschichte der Geschichtsschreibung in Bd. VII der Werke ergeben. Für die Vorfahren Meineckes sei zur Ergänzung allgemein verwiesen auf: Cläre Maillard geb.

¹⁹ Vgl. „Erlebtes 1862–1901“ unten S. 52, dazu „Willensfreiheit und Geschichtswissenschaft“, Werke IV, S. 8 f.

²⁰ „Geschichte und Gegenwart“, Werke IV, S. 101.

²¹ Unten S. 388. Dazu etwa der Brief an Spranger vom 24. 6. 1946, Werke VI, S. 592: „... ich denke mehr daran, daß das Gedicht, in dem wir eine Rolle zu spielen haben, von uns mitgedichtet werden muß.“

Zechlin, Ahnentafeln berühmter Deutscher 127: Der Historiker Friedrich Meinecke, in: Genealog. Jahrbuch, Bd. V, 1965, S. 143–177.

Dagegen erschien es wünschenswert, in den Band einige wenige zur Ergänzung und Erläuterung dienende Stücke als Anhang aufzunehmen, die bisher keine Stelle in der Gesamtausgabe der Werke gefunden haben. Dazu gehören einige nicht speziell fachgebundene Nachrufe und Rezensionen, die sonst, soweit sie die Geschichtswissenschaft betrafen, in Bd. VII ihren Platz gefunden haben. Hier konnte noch Spezielles und Interessantes zu den über die engere Historie hinausgehenden menschlichen Beziehungen Meineckes mitgeteilt werden, das gleichzeitig als Beleg und als Ergänzung für das in den Erinnerungen Erwähnte wichtig ist. So kann die Würdigung Richards von Kühlmann und vor allem Eugen Schiffers, dessen Schicksal für Meinecke bei der Niederschrift seiner Selbstbiographie völlig im Dunkeln lag, durch Rezensionen bzw. Geburtstagsrede vertieft werden. Dazu die Philosophen Rudolf Eucken und Wilhelm Windelband, denen sich Meinecke besonders verbunden fühlte, ferner der Anglist Wetz, dem er in Freiburg als Dekan der Fakultät die Gedächtnisrede hielt. Schließlich auch noch ein Historiker, Hermann Oncken, der an sich in Bd. VII hätte eingereiht werden können. Aber jetzt erst hat Frau Geheimrat Meinecke die Festrede Meineckes zu Onckens 70. Geburtstag gefunden, ein Maschinenschrift-Manuskript, das nun nachträglich noch in den Nachlaß im Geheimen Staatsarchiv kommt. Das ist mehr als sonst unter Fachgenossen ein Stück persönlich-menschlicher Verbundenheit, und so lag es nahe, sie mit der Grabrede, die Meinecke als 84jähriger dem verstorbenen Freunde gehalten hat, zusammen in unserem Bande zu bringen als ergreifendes Zeugnis aufrichtiger Zuneigung und Hochschätzung in schwerster Zeit²². Für die Straßburger Jahre endlich noch als Parallele zu dem „Erlebtem“ von 1901 – 1906 die Besprechung von zwei besonders auf die alte Reichsstadt bezogenen Erinnerungsbüchern von Elly Heuss-Knapp und Alfred Hoche.

Aber vor allem mußte die autobiographische Niederschrift vom

²² Diese beiden Stücke bringt gleichzeitig Felix Hirsch in einem Gedenkaufsatz zu Onckens 100. Geburtstag in der Historischen Zeitschrift, Bd. 209 (1969).

März 1939 in den Anhang genommen werden, die auch für die spezielle Lage der Geschichtsschreibung und der Wissenschaft wichtig ist und deshalb schon in der Einleitung zu Bd. VII zitiert wurde, aber in ihrem vollen Wortlaut als Ausgangspunkt und Keimzelle der Erinnerungsbücher hierher gehört. Sie zeigt noch vor dem zweiten Weltkrieg die Doppelproblematik, unter der das Leben Meineckes und seiner Alters- und Gesinnungsgefährten stand, und zugleich leuchtet aus ihr noch einmal Goethe hervor, als das Leit- und Idealbild noch des zunehmenden Kulturverfalls des späteren 19. Jahrhunderts. Während Karl Hillebrand in der Restaurationszeit die in vieler Beziehung schönste Epoche der Menschheit gesehen hatte, n a c h der ein allgemeiner Kulturverfall einsetzte, war Meinecke der Ansicht, daß alles n a c h G o e t h e schon Rückgang gewesen sei, a u c h die Restauration und selbst die Romantik. Er aber und seine Generation hatten gleichwohl noch Anteil an Goethe gehabt; Goethe war ihm ein lebendiger Besitz, aus dem er Kraft schöpfte und innere Erhebung gewann, ein unermeßlicher Reichtum für das eigene Dasein. Das bestätigte sich ihm in schwerster Zeit im persönlichen Erleben, und so sei an den Schluß des Bandes das Persönlichste gesetzt, was Meinecke zu geben hatte: der Goethe-Trost, der so recht deutlich macht, was sich Meinecke in der Schrift „Die deutsche Katastrophe“ mit den „Goethe-Gemeinden“ gedacht hat. Es sind Betrachtungen über zwei Gedichte: die eine über die Ode „Das Göttliche“ wurde unmittelbar während des Hereinbrechens der Katastrophe 1945 niedergeschrieben, nachdem er lange über sie meditiert hatte²³, die andere über die „Zueignung“ folgte ein Jahr später im Göttinger Exil: „Letzte Einheit aller hohen Werte des Wahren, Guten und Schönen im Göttlichen – das gibt mir einen merkwürdig starken Glauben und das Vertrauen, daß letztlich doch das Göttliche der Welt zu Grunde liege.“²⁴

*

Bei der Vorbereitung der Ausgabe haben wieder Frau Geheimrat Meinecke und Fräulein Ursula Meinecke sowie die Herren

²³ Vgl. die Briefe an Ludwig Dehio vom 6. 3. 1945 und an Kachler vom 8. 3. 1945, Briefwechsel, S. 238 f. und 492.

²⁴ An Spranger vom 24. 6. 1946, Briefwechsel, S. 592.

Professor Herzfeld und Archivdirektor Dr. Zimmermann mit Frau Dr. Cécile Hensel vom Geheimen Staatsarchiv Berlin auf das liebenswürdigste geholfen. Das Personenregister besorgten cand. phil. Rainer Moch und Karlheinz Niedermeyer. Von einem Sachregister glaubten wir diesmal angesichts des Charakters der in den vorliegenden Band aufzunehmenden Schriften absehen zu sollen. Die Sachbezüge ergeben sich ohne weiteres aus dem zeitlichen Ablauf der Selbstbiographie und stehen mit den erwähnten Personennamen in unmittelbarem Zusammenhang. In Einzelfragen erteilten Herr Professor Dr. Hahn (Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar: Goethe- und Schiller-Archiv) und Herr Generalmajor a. D. Hanshenning von Holtzendorff bereitwillig Auskunft. Außerdem gab Herr Professor Dr. Peter Classen aus seiner Kenntnis des Nachlasses wichtige Hinweise. Für alle Unterstützung sei aufrichtig gedankt.

ERSTE ABTEILUNG

Erlebtes 1862-1901

Warum ich diese Lebenserinnerungen schreibe

Lange habe ich mich gegen den freundlichen Wunsch meiner Verleger gesträubt, daß ich Lebenserinnerungen schreibe, die zur Veröffentlichung sich eignen. Denn man trägt eine natürliche Scheu, sein Persönlichstes der allgemeinen Betastung preiszugeben und dabei den Verdacht zu wecken, daß man sich selber sehr wichtig vorkomme. Zwar steht es einem alten Manne wohl an, die Entwicklung seines Selbstes in rückschauender Betrachtung sich klar zu machen und seinen Nachkommen eine Kunde davon zu hinterlassen. Deswegen habe ich schon vor einigen Jahren Erinnerungen, die nur für meine Familie bestimmt sind, niedergeschrieben. Wenn ich mich nun doch entschlossen habe, sie in ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Büchlein umzuwandeln, so tue ich es in folgender Erwägung. Jedes, auch das bescheidenste Menschenleben, hat seinen Eigenwert vor Gott nicht nur, sondern auch vor der Geschichte, mag es auch nur eine Welle oder selbst auch nur ein Tröpfchen im Strome der Zeiten sein. Denn jedes gibt, sobald es aufgehehlt wird, eine irgendwelche Kunde von den geschichtlichen Wandlungen im großen. Und mag sein eigener Beitrag zu ihnen auch minimal sein, so besteht er doch. Es wiederholt sich ferner auch immer wieder ein Grundgeheimnis des geschichtlichen Lebens, daß nämlich etwas Typisches, bei vielen Gleichartiges und Wiederkehrendes unentwerrbar verschmolzen ist mit etwas ganz Individuellem und so nie Wiederkehrendem. Nur weil ich mich in solchem Schicksal verbunden weiß mit unzähligen ungenannten Volks-, Zeit- und Generationsgenossen und ihrem Leben dieselbe geschichtliche Dignität zuschreibe wie meinem eignen, darf ich es wagen, von meinem schlicht verlaufenen Gelehrtenleben soviel zu erzählen, als zum geschichtlichen Verständnis der von mir durchlebten Zeiten vielleicht beitragen könnte. Auch die kleinen und harmlosen Erlebnisse, wie sie freundlich unser Schicksal umspielen, können dabei für den aufmerkenden Leser einen symbolhaften Charakter gewinnen. Ich enthalte mich also einer vollständigen Autobiographie, dränge viele Lebensnöte und -kämpfe, die ich in mir durchzumachen hatte, in die Verschwiegenheit zurück, bin aber auch nicht

ängstlich bemüht, das Individuelle an meinem Leben, das doch zu ihm nun einmal gehört, zu unterdrücken.

Dazu noch eine besondere Erwägung. Ich gehöre zu der Generation in Deutschland, die den Weltkrieg verloren hat. Ich war damals ein Fünfziger, und die Männer von 50 und 60 Jahren sind es nach einem Worte Treitschkes, die die Welt regieren. Mein eigener Anteil am Regieren, selbst dieses im weitesten Sinne genommen und Lehr- und Schriftstellertätigkeit mit einschließend, war minimal. Aber er bestand, und ich fühle mich für ihn verantwortlich. Hat unsereiner deshalb nicht allen Grund, daraufhin seine eigene Jugend- und Mannesentwicklung nachzuprüfen und Zeugnis darüber abzulegen? Denn vor manchen Anklägern der Kriegs- und Vorkriegszeit haben wir immerhin das eine voraus, daß wir jene Zeiten wirklich und gründlich erlebt haben. Doch soll es nicht etwa auf eine Verteidigungsschrift, die auch nur wenig Eindruck machen würde, hinauslaufen. Auch ist es nicht der verlorene Weltkrieg allein, der meine Generation von den nachfolgenden schärfer trennt, als es sonst geschieht. Schon vor dem Kriege begann ein viel tieferer geistiger Riß zwischen den Zeiten sich vorzubereiten, der selbst durch unser eignes Leben schon hindurchging. Welch eine Aufgabe wäre es, einmal die Wandlungen des deutschen Menschentums vom frühen 19. Jahrhundert an bis heute darzustellen! Und mit dem Schicksal des deutschen Menschen ist heute das des Abendlandes verbunden. Als der einzelne Fahrgast eines Riesenschiffes auf ungewisser Fahrt schreibe ich hier nieder, was ich in der eignen Kabine und auf dem Promenadendeck erlebt und gesehen habe.

Was ich hier zunächst gebe, reicht nur bis zu meinem Eintritt in das volle akademische Lehramt und umschließt meine Kindheit, Jugend und frühe Manneszeit. Ich beabsichtige, die Aufzeichnungen fortzuführen bis zum Ende des Weltkriegs, während dessen ich auch in nähere Fühlung mit dem politischen Geschehen und mit führenden Staatsmännern gekommen bin. Doch soll diese Arbeit, wenn sie mir noch gelingt, erst nach meinem Tode erscheinen.

Meine Ahnen

Heute wird der Deutsche schon von obenher heilsam angestoßen, sich um seine Ahnen zu kümmern. In meiner Familie war der Sinn dafür schon im 18. Jahrhundert vorhanden. Denn ich habe einen richtigen gemalten Stammbaum geerbt, den mein Urgroßvater im Jahre 1769 entworfen hat und den die Nachkommen dann fortgeführt haben. Ich nehme aber an, daß nicht ein rein und ideal familiengeschichtliches Interesse diesen in verschollenen Nebenlinien stark verzweigten Stammbaum geschaffen hat. Denn der Familienzusammenhang hatte damals durch die vielen bestehenden Familienstiftungen auch wirtschaftlich und sozial eine größere Bedeutung als heute. Die Vervollständigung meines Wissens über die eigenen Ahnen aber verdanke ich wesentlich den Nachforschungen in den Kirchenbüchern, die meine Kinder sowie Verwandte in den Jahren nach dem Umbruch von 1933 angestellt haben. Lückenlos ist dieses Wissen, soweit es meine unmittelbaren väterlichen Ahnen betrifft, erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab. Für die Herkunft der Mütter reicht es sporadisch, durch die Familie Chüden, bis ins 14. Jahrhundert, ja vielleicht, durch die Familie Chemnitz, bis ins 13. Jahrhundert hinauf. Altmark und Priegnitz waren das Land meiner Väter und Vorväter. Meine Mutter, geborene Heinemann, kam aus Ostpreußen, und von meinen Großmüttern, die eine, geborene Möller, ebenfalls aus Ostpreußen, die andere, geborene Schubring, aus Anhalt. Die Schubrings sind eine heute noch blühende Pfarrer- und Gelehrtenfamilie. Meine ostpreußische Mutter, in deren Ahnenreihe auch ein Tropfen schwedischen Blutes ist, war die Tochter eines aus Erfurt gebürtigen und nach Ostpreußen übergesiedelten Theologen, der bei Kant gehört, als Feldprediger den ostpreußischen Winterfeldzug von 1807 mitgemacht hat, dann Landpfarrer wurde, eine ostpreußische Pfarrerstochter heiratete und etwa 15 Kinder zeugte. Lange vor meiner Geburt gestorben, hat dieser fromme Rationalist vielleicht einige Erbschaft in meinem Wesen hinterlassen.

Aber es wird dem Leser vielleicht schon aufgefallen sein, daß

die drei Generationen, die ich mit Eltern und Großeltern zusammen darstelle, bei uns viel weiter auseinandergezogen sind, als es die Regel, wonach drei Generationen ein Jahrhundert umfassen, ist –, daß also mehrere Spätgeburten mit im Spiele sein müssen. Wer kann sich heute, 1941, sonst noch, so wie ich es kann, rühmen, daß seine beiden Großväter um 1770, also noch unter Friedrich dem Großen, geboren und aufgewachsen sind und daß sein Vater, als Kind natürlich, noch die Befreiungskriege erlebt hat? Ich halte das nicht für bedeutungslos. Es ist mir dadurch mehr Vergangenheitserbe, bewußtes und unbewußtes, zugekommen, als es sonst geschieht. Und ich gebe mich gern dem Gedanken hin, daß ich blutsmäßig eigentlich im frühen und nicht im späten 19. Jahrhundert wurzele, wie meine Vettern, die mir meist um dreißig Jahre Lebensalter voraus waren.

Nicht einen einzigen Tropfen richtigen Bauernblutes entdeckte ich unter all meinen mir bekannt gewordenen Vorfahren, wohl aber sehr viel Pfarrer und Bürgersleute. Mein aus Erfurt ausgewandeter Großvater mütterlicherseits Heinemann entstammte einer dort durch mehrere Generationen nachweisbaren Handwerkerfamilie. Vater, Großvater und Urgroßvater meines Namens aber übten getreulich nacheinander das Amt eines Postmeisters aus, der Urgroßvater nebenher auch das eines Ratsherren in Pritzwalk. Der Vater meines Urgroßvaters war in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Aktuar, das heißt Patrimonialrichter und Verwalter auf dem altmärkischen Rittergut Krumbke. Er wie mein Vater und Großvater haben Pfarrerstöchter geheiratet. Die eine von diesen zählt den Liederdichter Samuel Rodigast, der das Lied „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ gedichtet hat, zu ihren Vorfahren. Das ist aber auch der einzige unter meinen Ahnen, der sich einen kleinen Namen erworben hat. Auch ohne äußeren Glanz sind mir meine Ahnen wert. Dieselbe norddeutsch protestantische, bürgerliche und dem preußischen Staatsdienste gewidmete Welt, die sie umhete, hat auch mich genährt.

Aus der Salzwedler Kindheit meines Vaters

Mein Vater hat in seinem hohen Alter – er lebte von 1810 bis 1897 – einmal angefangen, Jugenderinnerungen niederzuschreiben, die ein Stück Salzwedler Kleinleben aus den Jahren der Befreiungskriege und der nachfolgenden Biedermeierzeit widerspiegeln. Sie waren nur für die Allernächsten bestimmt, die den Lebenshauch des Erzählenden noch in sich eingeatmet hatten. Aber gerade solchen harmlosen Kindererlebnissen haftet zuweilen noch etwas von natürlicher Geschichtlichkeit an. Denn lebt man nicht als Kind am vitalsten, und führt nicht eine ununterbrochene Kette der Wechselwirkungen von hier aus in alles weitere umgebende Leben und schließlich selbst in das, was man Geschichte nennt, hinüber? Und selbst die hochmütigste Geschichtsschreibung wird anerkennen müssen, daß allein schon die Art, wie Menschen verschiedener Jahrhunderte und Generationen autobiographisch ihre Kindheit erzählt und sich selbst darin widergespiegelt haben, ein denkwürdiges Stück Kultur- und Entwicklungsgeschichte bedeutet. Man darf eben das Pflanzenhafte, das in allem geschichtlichen Leben von unten her wirkt, niemals ganz vergessen.

Pflanzenhaft, ganz natürlich und organisch, verlief auch das schlichte Leben meines Vaters. Sechs Jahrzehnte hindurch haben Großvater und Vater zusammen Salzwedel postalisch betreut. Denn mein Großvater kam 1811 als Königlich Westfälischer Postdirektor nach Salzwedel und blieb dessen Postmeister bis 1850, worauf mein Vater von 1850 bis 1870 dasselbe Amt verwaltet hat. Christentum und Musik wurden der geistige Inhalt seines Lebens, und damit nahm er, innerlich, bescheiden und weich geartet, einen persönlichen Anteil an den großen Strömungen seiner Zeit. Er wuchs mit ganzer Seele hinein in die christlich-germanische Bewegung Norddeutschlands, in den darin wieder auflebenden Pietismus wie in ihren königstreuen Konservatismus. Geschichtlich wirksamer gewordene Vertreter dieser Bewegung haben ihn als eine *anima candida* geschätzt und geliebt. Von seiner Leidenschaft für die Musik, voran die *Musica sacra*, zeugen schon die folgenden Kindheitserinnerungen. Er hat die Bachrenaissance, die seit den

dreißiger Jahren vor allem die Matthäuspassion wieder zu Ehren brachte, begeistert miterlebt und im Alter noch oft von der ersten Wiederaufführung der Matthäuspassion in der Berliner Singakademie erzählt. Er mag nun selber sprechen.

*

Von Quedlinburg wurde mein Vater im Juni 1811 nach Salzwedel (vorzeiten Haupt- und Markgrafenstadt der Altmark) als Postdirektor versetzt, nicht zur Freude der lieben Eltern. Zum Nachfolger des Vaters in Quedlinburg war vom rein französischer als das alte gesonnenen Generalpostdirektorium ein elsässischer Jude gesandt, der der Mutter, als sie ihre Betrübniß ihm nicht verhehlte, zum Troste zurief: „O, ick hab ja nicht kewullt, ick hab ja kesullt!“

Von unserem Ankommen in Salzwedel und Einziehen in das am Siel auf der Neustadt belegene Posthaus habe ich trotz meiner ein- einhalb Jahre ganz bestimmte Erinnerung. Das länger nicht bewohnt gewesene Haus war von einer Menge Katzen bevölkert, deren Jagd mir viel Spaß machte. Ferner war es der Johannistag mit dem solennen Salzwedler Schützenfeste, die Straße voll geputzter Menschen und bunter Schürzen, dazu war in der Nacht ein kleines Feuer ausgebrochen, also Interessantes für ein Kind der Fülle! – Der Garten hinter dem Hause grenzte an einen Jeetzearm, auf dem Wasserfahrten gemacht wurden um den benachbarten Burggarten mit hohem Walle. Jettchen, die Kusine, sang zur Gitarre ihre kleinen Lieder mit alle stets ansprechender Stimme, errang sich dadurch auch einen stillen Verehrer, von dem am anderen Morgen früh ein frisches Blumenbukett gewöhnlich auf ihren Platz in der Laube sich gelegt fand. Schon im folgenden Jahre 1812 zog der Vater in ein anderes Posthaus, und zwar in das in der Neuperver Straße belegene Haus des westfälischen Polizeioffiziers von Nordeck . . . Die neue Wohnung bot außer Hof und Garten auch noch einen längs und jenseits der Stadtmauer zwischen dieser und einem Jeetzearm vom Neuperver- bis zum Lüchower Tor sich erstreckenden, mit Obstbäumen bepflanzten Wall uns dar, von welchem aus Kahnfahrten bis um einen großen Teil der

Stadt herum gemacht werden konnten. Dieser geräumigen Lokalität verdanken wir es denn auch, daß zu Ostern 1813 ein Pulk Kosaken vom Tschernitscheffschen Korps bei uns einquartiert wurde. Das war ja für mich Dreijährigen nicht minder wie für die ganze Stadt ein tiefe Eindrücke machendes Ereignis. Nachdem der erste Schrecken über die langbärtigen Gesellen, deren einer in kauerner Stellung mit offenen Armen sich mir vorstellte, überwunden und der innigsten Freundschaft Platz gemacht hatte, da war ich unzertrennlich von ihnen. Sie ließen mich auf einem mitgebrachten Esel reiten, ich sah ihnen zu, wie sie ihre kleinen Pferde vom Walle aus in der Jeetze schwemmten und ließ meine Spielkumpane teilnehmen an meinen Freuden. Als nun am anderen Tage das Korps abmarschieren sollte, da trat innerlich an mich die Frage heran: gehst du mit oder bleibst du hier? Ich wollte sie nicht entscheiden, sondern die Mutter entscheiden lassen, öffne die Tür zum Wohnzimmer, wo die Mutter am Schreibsekretär eifrig schreibend sitzt, und frage: Mutter, darf ich mit den Kosaken mitgehen? – Als diese, vielleicht kaum hörend, was ich will, und eifrig weiterschreibend, mir zurief: „Geh nur, geh!“ – nehme ich das als Zustimmung zu meinem Fortwanderungsentschluß, packe freudig ein Butterbrot und ein Osterei ein – öffne aber noch einmal die Tür und rufe der Mutter zu: aber ich gehe jetzt wirklich, Mutter! – erhalte dieselbe Antwort – geh nur, geh – und gehe wirklich, bewaffnet mit einer die Pike vorstellen sollenden kleinen Stange – ab nach dem Neustädter Rathause, wo sich die Kosaken – darunter meine Freunde mit dem Esel, auf dem sie mich mitnehmen sollten – versammelt hatten. Lange mag ich dort wohl nicht gestanden haben, als ich plötzlich aus meiner kriegerischen Umgebung, aus meinen Zukunftsträumen durch unser Mädchen herausgerissen – traurig zurück muß! – denn zu Hause hatte man endlich den Jungen zu vermissen und zu rufen angefangen – und keine Spur von mir entdeckend, fällt endlich der Mutter die Frage des Jungen ein – und richtig – da kommt er an der Hand des ihm nachgesandten Mädchens! – habe wirklich später in Träumen mich bewegt, was aus mir wohl geworden wäre, wenn die Kosaken mich mitgenommen hätten. – Jener Kosakenbesuch geschah auf dem Rückzuge des Hetmans Tschernitscheff von Kassel her, der dort dem König Jérôme einen solchen Schrecken in die Glieder gejagt hatte, daß er zunächst das Hasenpanier ergriff . . .

Des Kometen von 1811 kann ich mich noch recht gut erinnern, den ich auf dem Schoße der Mutter sitzend beim Kahnfahren abends mit anstaunte, während Jettchen zur Gitarre ihre Lieder sang . . .

Musik wurde im Hause sehr gepflegt, obgleich beide Eltern selbst nicht ausübend solche trieben, sie aber bei den Kindern möglichst förderten, die durch Kusine Jettchens Gesang zumal anregendes Vorbild hatten. Der liebste willkommenste Gast im Hause war der alte, unbeweibte Konrektor Lösener, Organist an der Altstädter Kirche, trefflicher Klavier- und Geigenspieler, Leiter des Konzertvereins, auch Komponist für Gesang wie Orchester. Sein Hauptinstrument war die Orgel – (zu meiner Zeit leider) – gewesen, ich habe ihn aber als Dirigent der vom Konzertverein mit Hilfe der Musiker des Stadtmusikers Lenz im Winter fast wöchentlich veranstalteten Konzerte für Orchester wie auch Gesang noch kennengelernt. Er spielte dabei selbst die Geige und dirigierte mit großem Feuer – vorzugsweise klassische Sachen – Haydn, Mozart, Beethoven. Er steht so lebendig mir vor der Seele, mit seinen nach hinten zurückgekämmten dunklen Haaren, auf denen er früher einen breiten Kamm trug, mit seinen feurig blickenden, großen braunen Augen und seiner wohl kräftigen, aber stets vor dem Sprechen des Räusperns bedürftigen Stimme. So herzlich er lachen konnte bei spaßhaftem Anlasse, so energisch konnte er aus der Haut fahren bei dem leisesten Mißton und Taktschnitzer. Einige Ouvertüren für Orchester und so manches Lied oder Arrangement hat er komponiert. Er schrieb eine sehr schöne kräftige Hand; das Choralbuch, aus dem auf der Schulorgel von uns Gymnasiasten bei der Morgenandacht begleitet wurde, war von seiner Hand, darunter eine vortreffliche Melodie von ihm zum Gellertschen Liede: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“. Ehe er aber zum Niederschreiben von Gelegenheitskompositionen oder Gedichten kam, mußte stets das Feuer auf den Nägeln brennen. Ein Hochgenuß war es, wenn er sich ab und an zum freien Phantasieren ans Klavier setzte, obschon ihm eigentliche Geläufigkeit im Alter ja mangelte. Diese besaß nun in ungleich höherem Maße der alte Kantor Wenzel, Organist an der Neustädter Kirche – ein Schüler des Dessauer Schneider, der durch eisernen Fleiß excellierte, namentlich Hummelsche Konzerte spielte, dem aber das Geniale eines Lösener gebrach.

(Aus der Schulzeit meines Vaters auf dem Salzwedler Gymnasium mag Folgendes als kleinstädtischer Reflex weltgeschichtlicher Gegensätze wirken.)

Zu meiner Lieblingssprache gehörte nun durchaus nicht das Französische, wie ich überhaupt für die Nation selbst auch gar kein Interesse gewinnen konnte, woran der liebe Papa Wolterstorff sicher nicht ohne Einfluß für mich wie für die ganze Schule geblieben war. Brauche ich mich ja nur jenes Tages zu erinnern, als die Nachricht vom Tode Napoleons angekommen, die die beiden in ihrer politischen Stellung gerade entgegengesetzten Neustädter Geistlichen Oldekop und Wolterstorff in einen stundenlang währeren mündlichen Ringkampf hineingetrieben hatte, den sie auf dem Kirchhofe miteinander ausfochten und wobei vom ersten festgestellt wurde, „er war ein großer Mann“, und vom anderen „nein, er war ein Schuft“. – Und diesem Kampfe wohnte ich als elfjähriger Knabe, mich immer etwas hinter den dicken Linden haltend, hochaufhorchend bei. – O wie konnte der liebe alte Wolterstorff in Aufregung geraten, wenn er auf die französische Leichtfertigkeit und Ungründlichkeit in geographischen und geschichtlichen Dingen gebracht wurde, wie sofort in der hebräischen Unterrichtsstunde der Unterricht unterbrochen wurde, wenn irgend von einem Spaßvogel unter den Schülern bei solchem Anlaß der Name Mr. Manguerie zitiert wurde und dessen „wildes Volk der Heidschnucken“, von dem dieser auf seiner Reise durch Deutschland erfahren, daß es kürzlich in der Lüneburger Heide entdeckt worden sei! – Ja, der Papa Wolterstorff war ein Original durch und durch, und zwar ein durch und durch gelehrtes. Auf der Universität Königsberg hatte er Theologie und Philologie studiert, bei Kant gehört, der ihn als Repetent für jüngere Studenten beschäftigte. Orientalische Sprachen, zumal hebräisch, trieb er mit Vorliebe und brachte es bei den Salzwedeler Gymnasiasten dahin, daß sie in Halle bei Gesenius in dessen Kolleg als die besten Hebräer anerkannt wurden . . .

Von kirchlichen Eindrücken in meiner bisherigen Kinderzeit ist außer dem Reformationsjubiläum 1817, dem ich mit den Eltern in der Katharinenkirche beiwohnte und den sich daran bald anknüpfenden Unionsbestrebungen nicht viel haften geblieben. Bei ersterem war die bis aufs äußerste von andächtigen, singenden Menschen gefüllte Kirche etwas Erhebendes, der Name Luthers war mir be-

deutsam. Aber als ich in der Zeit, wo König Friedrich Wilhelm III. die Unionsversuche zwischen Lutheranern und Reformierten begann, von kleinen Leuten, die sich darüber unterhielten und durch deren Reden ich Klarheit über die Sache zu erhalten dachte, von einem älteren Unterbeamten die Äußerung hörte: „Ja, wenn es der König uns befehlen sollte, so müßten wir auch katholisch werden“, – da stand doch mein Verstand stille! – Mit der Mutter ging ich gern zur Kirche, in der wir unter der Orgel einen mittelst Treppe zu ersteigenden Kirchstuhl hatten; auf der Hutsche sitzend schaute ich denn aber gar zu gern in ein paar blaue seelenvolle Augen. Es waren die der Mutter Nachbarin, des Fräulein Rieckchen Bismarck. Soviel ich weiß, war ihr Vater der Vaterbruder unseres großen Kanzlers.

Aus meiner eigenen Salzwedler Kindheit und Jugend

Meine eigenen Jugenderinnerungen an Salzwedel¹ widme ich meiner Vaterstadt als Ausdruck des Dankes für das, was sie mir für meine innere Wegweisung in das Leben bedeutet hat. Die Wurzeln meiner geschichtlichen Arbeit liegen sozusagen um das Neupervertor herum, das mein historischer Kollege Kurt Breysig einmal ganz treffend mit den gewaltigen Bauten der toskanischen Kleinstadt San Gimignano verglichen hat. Es packte mich von neuem, als ich in den Pfingsttagen von 1926 mit Frau und Tochter noch einmal Salzwedel besuchte. Gleich hinterdrein schrieb ich die nachfolgenden, hier nur wenig ergänzten Zeilen nieder.

Salzwedel war in meiner Kindheit anfangs noch ohne Eisenbahn und nur auf die Postkutsche angewiesen. So klingt in meine ersten neun Lebensjahre (1862 bis 1871), die ich hier verbrachte, das Posthorn vor dem Elternhause immer fröhlich schmetternd hinein. Salzwedel ist ein echtes norddeutsches, genauer schon nordwestdeutsches Kleinstädtchen, voll jener intimen Reize, die man aus Raabes Erzählungen kennt. Es liegt umgeben von einem Kranze reicher Bauerndörfer und einiger Rittergüter – den alten Ritter-sitzen der Schulenburgs und Knesebecks, die einst als Landeshauptleute die Altmark verwalteten. Die Niederung, in der es liegt, wird durchzogen von der Jeetze, einem Sumpf- und Wiesenflüßchen, das in sonderbaren Verzweigungen und Windungen, einem Darmgeschlinge vergleichbar, auch die Stadt umgibt und durchfließt. Manches Straßenbild erinnert an ein Klein-Venedig oder, um ein deutsches Gleichbild zu wählen, an den „Kleinfrankreich“ genannten, aber gar nicht französisch anmutenden Stadtwinkel in Straßburg, den ich als dortiger Professor oft mit heimatlicher Erinnerungsfreude angeschaut habe. Die alten Fachwerkhäuser nebst Vorbauten mit leicht erkennbarer, aber nicht sagbarer Bestimmung ragen hinüber über das tätige Wasser. Wenn die Jeetze aber in die Gärten hinausfließt, die längs den Resten der alten Stadt-

¹ Sie sind zuerst mit den Erinnerungen meines Vaters in der Festschrift zum siebenhundertjährigen Bestehen der Stadt Salzwedel 1933 veröffentlicht worden.

mauer, von dieser mit durchzogen, liegen, nicken die Flieder- und Rotdornbüsche hinein. Von ihr sagt man:

Meistens steht se, selten jehst se,
Nur wenna mal jereget hat.

Der altmärkische Kleinstädter liebt einen dicht bepflanzten Garten mit recht viel Beeten, schmalen Wegen und alten Bäumen. Wenn die Sonne nicht hineinkommt, muß es der schwere schwarze Boden schaffen und bringt auch in strotzender Fülle Tulpen, Schwertlilien und Stiefmütterchen in den verstecktesten Winkeln hervor.

Eine Wonne war es für die Knaben, auf der Jeetze Kahn zu fahren, nicht etwa richtig zu rudern, dazu war sie zu schmal, sondern mit langem Stoßruder, das in den moorigen Grund gestoßen wurde, sich vorwärts zu stoßen, durch Wiesen mit reichstem Wuchse zu sumpfigen Wäldern hin, in denen es geheimnisvolle Stellen mit märchenhaften Sumpflilien gab. Auch das Angeln hab' ich als Bub im Garten des Elternhauses, der das Glück hatte, an der Jeetze zu liegen und parallel mit ihr von der Stadtmauer durchzogen zu werden, mit mäßigem Erfolge betrieben, zusammen mit dem Jugendfreunde Albert Schulz, den ich eben (1926) als pensionierten Eisenbahninspektor genau in demselben Häuschen wieder wohnhaft gefunden habe, in dem schon seine Eltern in meiner Kinderzeit gehaust haben. Die Freundschaft mit ihm konnte ich auch nach der Übersiedlung meiner Eltern nach Berlin in den siebziger Jahren weiter pflegen, weil ich nun in den Hundstagsferien wiederholt nach Salzwedel verschickt wurde. Da denke ich daran, wie ich mit den Schülern des Gymnasiums im Schülerbad, unter überwölbendem Buchenlaub, durch das die Sonne auf das Wasser funkelte, ganze Stunden verplätschert habe. Denn an richtiges Schwimmen war in dem flachen Wasser kaum zu denken.

Alle meine ersten Eindrücke von Schönheiten und Geheimnissen der Natur, die sich zu allen späteren Naturempfindungen wie die Goethesche Urpflanze zu ihren Metamorphosen verhalten, erhielt ich an jenen Stätten. Vor der Stadt, eine halbe Stunde entfernt durch eine Kastanienallee mit ihr verbunden, liegt die „Warthe“, ein Nachmittagsausflugsort von alten Bäumen umgeben, wo wohl einmal ein alter Wartturm, wie deren noch einer in Ruinen nahe der Stadt lag, gestanden haben mag. Noch erinnere ich mich, wie

ich auf der angrenzenden Wiese als sieben- oder achtjähriger Knabe einmal wunderbar ergriffen wurde von der Herrlichkeit der Wiesenblumen; und als ich jetzt die Wiese wiedersah, fand ich sie mit Nelken, Hahnenfuß und Wiesenschaumkraut übersät, genau so schön, wie sie in meiner Erinnerung bisher gelebt hatte. Es war vielleicht das erste Aufblitzen eines spezifisch ästhetischen Gefühls.

Auch für andere meiner Geschmacksrichtungen liegt die Wurzel in den Salzwedler Jugendeindrücken. Eine Liebe für die kleinen alten Häuser, an deren schmalen oder breiten Türen die Messinggriffe blinkten und in deren Giebelzimmer ich mich als Knabe mit meinen Büchern hineinwünschte, ist mir immer geblieben, auch inmitten der Großstadt, deren schrecklichsten Baugeschmack, aus Protzen und Nüchternheit gemischt, ich in den achtziger und neunziger Jahren erleben mußte. Als dann Ende der neunziger Jahre Schulze-Naumburg in Beispiel und Gegenbeispiel echte und unechte Bauschönheit unterscheiden lehrte, wurde mir mit einem Male bewußt, daß unter den abstumpfenden Eindrücken der großstädtischen Umgebung immer eine stille Freude an den Bildern, die mein Knabenauge in sich aufgenommen, weitergelebt hatte. Eben darum las ich als älterer Schüler die Erzählungen von Raabe, Storm und Wilhelm Jensen so gern, weil mir in ihnen überall diese Welt entgegenglänzte.

Und wieviel selbstverständlich-naiven geschichtlichen Sinn habe ich in Salzwedel ein- und ausgeatmet. Selbstverständlich war es, daß Salzwedel, wie mein Vater gern betonte, die „Wiege des preußischen Staates“ war, denn die Burg Albrechts des Bären, ein riesiger, alter roter Rundturm, lag in ihren Mauern. Alte gotische Stadttore, aus denen noch harmlose Kanonenrohre hinausragten, unterbrachen diese Mauern. Der Garten des Elternhauses stieß unmittelbar an das Neupervertor. Und an dieser Stelle haftet sogar meine eigene erste, ganz wirklich historische Erinnerung, zugleich die erste deutliche Erinnerung an ein Faktum aus meiner Kinderzeit überhaupt. Ich kann diese Erinnerung heute noch ergänzen durch das, was mir meine noch lebende älteste, jetzt 90jährige Schwester erzählt. Es war im November 1865, als König Wilhelm und Bismarck, wohl von der Letzlinger Jagd kommend, der königstreuen Stadt einen Besuch abstatteten. Sie zogen zum Neupervertor ein, und meine Eltern hatten am Rande des Gartens, zwischen Stadtmauer und Jeetze einen Tisch gestellt, von dem ich

die Einziehenden sehen konnte. Mein Vater sagte zu meinen älteren Schwestern: „Seht euch den genau an, der neben dem König sitzt. Auf den kommt es heute an!“ Ich selber sah mehr auf die blasenden Postillone, die auf den Vorderpferden der vierspännigen Kutsche saßen, als auf Bismarck. Aber da fiel ich herunter, schlug mir die Stirn blutig an einem Steine und wurde brüllend davongetragen und vor einem weiteren Herunterrollen in die Jeeetze bewahrt. „Das war also dein erster historischer Reinfeld“, sagte mir mein alter Freund, der Bismarckbiograph Erich Marcks, dem ich es einmal erzählte.

Überall lebte man im Alten und in den natürlichen Fortpflanzungen des Alten. Eine hohe Kunst in Architektur, Bildwerk und Schmuck hat zwar – von der kürzlich neu gewürdigten „Salzwedler Madonna“ der Marienkirche vielleicht abgesehen – niemals hier geblüht, denn der Menschenschlag war wohl auch früher ähnlich hausbacken und anspruchslos wie heute. Immerhin spürt man die Nachwirkungen der mittelalterlichen Bau- und Kunstformen bis in die Erzeugnisse des 17. Jahrhunderts hinein. In der Katharinenkirche sieht man eine Serie von Apostel- und Prophetenbildern im Kostüm der Zeit um 1600, und in der Mönchskirche ein Bild vom Weinberge, auf dem Luther als Führer der rechten Arbeiter, der Papst als Störer der rechten Arbeit erscheint, Melancthon aber den Brunnen des Lebens säubert. Alles innere Gerät in den Kirchen zeigt die stufenweisen Übergänge von Gotik in Barock und Zopfstil, und meinem Kinderauge prägten sich alle diese Altertümlichkeiten so fest ein, daß, als ich sie jetzt wiedersah, überall die ersten Jugendeindrücke wieder aufstiegen.

Wie merkwürdig ist die alte Marienkirche der Altstadt, deren Turm mit hohem spitzen Kupferdach, das Wahrzeichen der Stadt, ursprünglich ein Wartturm war mit Schießscharten, die man noch heute im Innern der um sie herumgebauten Kirche sieht. Deutsche Krieger mögen sich darin einst gegen die Wenden verteidigt und die alte Straße gehütet haben, die über die Jeeztesümpfe nach dem Süden und Norden lief. In der Mönchskirche, einer spätgotischen Franziskanerkirche mit hohem spitzen Dache und kleinem Turm, fand ich, als ich jetzt (1926) wiederkam, eine Gedenktafel, die meine eigene Abstammung angeht. Im Jahre 1364 stiftete Margareta, geborene Chüden, Witwe von Heinrich Burmeister, einen Altar in der inzwischen verschwundenen Nicolaikirche. Diese

Altarstiftung wurde 1541 in ein Familienstipendium für studierende Nachkommen verwandelt. (Danneil, Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel 1842, S. 256.) Auf Grund der Familienpapiere konnte mein Vater 1882 nachweisen, daß ich als Nachkomme zu dem Stipendium berechtigt sei. Ich bezog es auch drei Jahre hindurch, aber da die Zahl der Nachkommen nicht gering war, so fiel auf den einzelnen nur noch ein Betrag von etwa dreißig Mark jährlich. Noch lieber als dieses Benefiz ist mir jetzt die Tatsache, daß ich über den Abgrund von Jahrhunderten hinüber eine Salzwedler Ahnfrau aus dem 14. Jahrhundert benennen kann. Das Burmeistersche Stipendium mag inzwischen wohl, wie so manche andere ehrwürdige Stiftung, durch die Inflation zugrunde gegangen sein, und mein kleiner Enkel wird darauf verzichten müssen. Wie furchtbar haben Kriegs- und Inflationszeit aufgeräumt mit solch sichtbaren Symbolen der Vergangenheit.

Unter den Gilden und Zünften der Stadt war von alters her die Gewandschneidergilde die vornehmste. Sie bestand noch, und Vater und Großvater gehörten ihr an. Du bist ein Gildesohn, wurde mir gesagt, und als Student konnte ich später auch ein Stipendium dieser Gilde beziehen. Sie hieß auch die Brotgilde, weil ihre Mitglieder freies Bot bekamen. Als wir 1871 nach Berlin zogen, wurde für mehrere Wochen Gildebrot mitgenommen. Noch sehe ich das schimmelige Brot, das zuletzt ungenießbar im Kasten lag.

Meine Eltern wohnten in der Neustadt, gehörten deshalb zur Katharinenkirche, einem markig-schwerfälligen gotischen Bau mit mächtigen Seitengiebeln, davor alte Linden und Eichen, unter denen ich auf den alten Grabsteinplatten, wie einst schon mein Vater, gern spielte. Das Kirchengehen mußte ich früh lernen, denn die Eltern nahmen mich schon als kleinen Stift mit hinein, wobei es einmal passierte, daß ich während der Predigt, zum großen Zorn des Pastors Solbrig, vom Vater hinausgeführt werden mußte, um einer dringenden Menschlichkeit nachzugeben. Dieser Kirchenzwang hat dann auf die Dauer auch nicht gut auf mich gewirkt.

Auf dem Platze der Katharinenkirche liegt das altertümliche kleine Schulgebäude, in dem der Aufgang durch einen Turm mit Wendeltreppe führte, wo ich mit Knaben und Mädchen zusammen das erste Schuljahr verlebte. Ich hatte spät sprechen gelernt, aber lernte rasch geläufig lesen, stürzte mich früh auf alles Gedruckte, und da ist mir dann aus jenem niedrigen Schulzimmer noch die

Stunde unvergeßlich, wo ich das Märchen vom Sterntaler las und in meiner Kinderphantasie lieblich aufgeregt wurde. Noch heute (1926) wird dort Schule gehalten, aber für die kleine Zahl zurückgebliebener Kinder, daher jetzt die „Dummschule“ genannt.

So pflanzenhaft auch dies Kinderleben in der Kleinstadt blieb, so trugen doch Phantasie und Zeitereignisse den kindlichen Geist schon hier und da in ahnungsvolle Fernen. Die Kunde von Gebirgen reizte mich, darum strebte ich gerne zu dem eine Stunde von der Stadt entfernten „schwarzen Berge“, einer sehr bescheidenen Hügelkette, und als ich hörte, daß er zum „uralisch-baltischen Höhenrücken“ gehörte, wurde ich stolz. Einmal kam ein richtiger Lastkahn bis nahe der Stadt, da hörte ich vom Vater mit Spannung, daß er bis nach Hamburg, bis nach dem Meere fahren werde. Und die vielen prachtvollen Hünengräber unter alten Bäumen in der Umgebung der Stadt beschäftigten erst recht meine Phantasie. Es kamen die Kriege von 1866 und 1870/71, und nun war das Haus meines Vaters, die Post, wo die Siegestelegramme einliefen und die schwarz-weiße Fahne zuerst aufgezogen wurde, der Mittelpunkt des städtischen Interesses. Auf den Knien der Postbeamten saß ich und schmetterte das Lied „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“. Ich dichtete gar, etwa 1869, auf Grund einer Beschreibung der Schlacht von Königgrätz, ein kleines Schlachtenepos, aus dem ein schrecklicher Satz „Die Knochensäge rasselt“ mir noch oft hinterdrein mit Lachen vorgehalten wurde. Ich sah die österreichischen Kriegsgefangenen von 1866 und die französischen von 1870, ich begleitete die altmärkischen Ulanen, die Reiter von Mars la Tour, beim Auszuge im Juli 1870 aus dem Neupervertor und sehe noch die kräftigen Gestalten mit ihren wehenden Lanzenfähnchen und den schweren Pistolen am Sattel. Die Ulanen waren ja unsere guten Freunde. Sie lagen in Bürgerquartier, und durch einen von ihnen kam merkwürdigerweise eine Ausgabe von Eichendorffs Leben eines Taugenichts mit den Schrödterschen Zeichnungen in meine Hände, das ich dann später immer wieder verschlungen habe und noch heute besitze. Solch ein Taugenichts zu sein, solch ein idyllisches Zolleinnehmerleben mit der Geige in der hinteren Rocktasche zu führen, das wünschte ich mir damals.

Bismarck erwähnt im Kapitel „Dynastien und Stämme“ der Gedanken und Erinnerungen die Stelle, wo zwischen Salzwedel und Lüchow unmerkbar in Moos und Heide die Grenze zwischen Preu-

ßen und Hannover laufe. So künstlich, will er damit sagen, sind die Trennungen, die die Dynastien in einen einheitlichen Volksschlag hineingebracht haben. Ganz unmerkbar war aber jene Grenze nicht. Ein Bach mit Brücke darüber markierte sie. Diese Brücke war halb schwarz-weiß, halb gelb-weiß angestrichen. Im Sommer 1866 geschah es, so wurde wenigstens in Salzwedel erzählt, daß die Hannoveraner aus Lüchow die ganze Brücke in einer Nacht gelb-weiß gestrichen hätten. Aber dann kamen die Salzwedeler und strichen sie ganz schwarz-weiß an. Über den höheren Wert von schwarz-weiß und gelb-weiß stritt ich mich aber auch mit meinen Spielfreunden, den Söhnen des früher hannoverschen, dann in preußischen Dienst übergetretenen Stabsarztes Gebser leidenschaftlich herum. Es war mein erster politischer Disput. Beide Brüder sind dann gute preußische Offiziere geworden.

Von diesen kindlich-heroischen Erinnerungen, umtönt von den Klängen der „Wacht am Rhein“, die übrigens nicht erst 1870, sondern, wie meine älteste Schwester mir heute bezeugt, auch schon vorher zu unserem Preußenlied hinzukam, wende ich mich wieder zu kindlich-idyllischen Erlebnissen.

Das Posthaus mit der Dienstwohnung der Eltern lag zuerst in der St. Ilsenstraße, und nahe dabei lag das St. Ilsenstift mit einer kleinen gotischen Kapelle an einem Jeetzearme, gerade gegenüber dem weltberühmten Baumkuchenbäcker Schernikow. Dort im Ilsenstift hauste und regierte als Vorsteherin Lieschen Engelmann, frühere Stütze und Pflegerin meiner Großeltern, die treueste Freundin unserer Familie, eine echt Salzwedelsche Frauenerscheinung. Denn die Salzwedler, vor allem die Frauen, sind ein ganz bestimmter Menschentyp. Sie hängen mit zärtlicher Liebe an ihrem Heimatstädtchen, sind zuweilen scheu gegen Fremde, unglaublich interessiert füreinander, erinnerungsreich, klatschsüchtig, aber auch von rührender Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit füreinander. Die sozialen Gegensätze zwischen Honoratioren, Kaufleuten und Kleinbürgern sind von sehr milder Art. Das muß von altersher so gewesen sein, wie die Erzählungen meines Vaters mir zeigen. Man interessiert sich eben füreinander, hoch und niedrig, groß und klein, klatscht übereinander, aber hängt auch wie die Kletten aneinander. Erstaunt sind sie, wenn man nach etwas aus ihren Verhältnissen fragt, was man nach ihrer Meinung doch selbstverständlich wissen muß. Ihr geistiges Leben ist, von ihren

sehr regen musikalischen Neigungen und Freuden abgesehen, mitunter etwas träge, und die Männer sind etwas materiell und derb geartet. Aber ihr gesamtes Leben hat, umrahmt von ihren Gärten, eine unwillkürliche Poesie. Lieschen Engelmann hatte nur die guten, nicht die schlechten Seiten des Salzwedler Lokalcharakters und war eine ganz schlichte, aber sehr fein empfindende, tief fromme Frau, vergleichbar der Minchen Ahren in Raabes letzter Erzählung Altershausen. Zu ihr wurde ich von Berlin aus wiederholt in die Hundstagsferien geschickt. Dann trennte sie aus meiner Hose die zwei Zwanzigmarkstücke, die Mutter vorsorglich in sie hineingenäht hatte, und beköstigte mich dafür. Urväter Hausrat war im Stifte, und ich blätterte vergnügt in den alten Postillen und Chroniken, die als Niederschlag von Generationen armer Stiffler in der weißgekalkten Hauptstube des Stiftes lagen. Und im Garten las ich dann, was ich von Berlin, bei den Antiquaren erworben, mitgebracht, Cervantesche Novellen und Scottsche Romane. Mit den Schülern des Salzwedler Gymnasiums pflegte ich Ferienfreundschaft. Sie spielten eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben Salzwedels, fast wie die Studenten einer kleinen Universität. (Merkwürdig, zuweilen träume ich, daß Salzwedel eine Universität bekommen und ich auf meine alten Tage einen Ruf dahin angenommen habe.) In den Mansarden der Kleinbürger hausten viel Pensionäre vom Lande in Kost. Sie waren die Liebhaber und Tänzer der jungen Damen, und der jährliche „Schäfereritag“, meiner Erinnerung nach ein Schul- und Familienfest, das im Freien gefeiert wurde, war umwoben von der Sehnsucht der Jugend. Der Primaner war der Herr der Welt, durch seine braune Mütze stolz unterschieden von allen übrigen bunten Klassenmützen. Dieses Primanerheldentum reichte weit zurück in die Biedermeierzeit. Unter den Büchern meines Vaters war das komische Epos eines alten Salzwedler Schülers W. Wolterstorff, das in homerischen Versen die Schneeballschlacht der Helden Primas und Sekundas auf dem Schulwall am alten Gymnasium, dem früheren Kloster, erzählte. Zu meiner Zeit, wo der alte Humanismus schon abzuflauen begann, waren die Salzwedler Primaner mehr auf Salzwedler Braunbier aus Tonkrügen aus.

Von meinem Elternhause und seinen gesellschaftlichen Beziehungen will ich noch erzählen. Das Bild meines Vaters steht den Lesern bereits vor Augen. Er begründete und leitete einen kleinen,

im Hause übenden Verein zur Pflege geistlicher Musik, und meine Mutter, die sich einst zur Gesanglehrerin hatte ausbilden lassen, konnte mit ihrer schönen, von innerer Leidenschaft bewegten Stimme ihn wirksam unterstützen. Sie lechzte nach Verkehr mit geistvollen Menschen. Einmal kam Emil Palleske, der Schillerbiograph und damals weitberühmte Vorleser, nach Salzwedel und in mein Elternhaus. Er sah das Bild meines mütterlichen Großvaters, des ostpreußischen Pfarrers Heinemann, der einst bei Kant gehört hatte. Palleske hielt das Bild für das Herders. Das machte meiner Mutter eine tiefe Freude.

An Freunden von gleicher kirchlicher und konservativer Gesinnung fehlte es den Eltern nicht. Da war der alte, charaktervolle Kreisgerichtsrat Weber, dessen Tochter Amalie, eine feinsinnig-liebenswürdige, mit leichter Ironie auch Salzwedel erlebende Dame manchen alten Salzwedlern vielleicht noch in Erinnerung steht. Da waren die alten, vornehm-sympathischen Fräulein v. Klendke in der Wollweberstraße, deren Zimmer Wandtapetenbilder mit Szenen aus Paul et Virginie schmückten. Die beiden Schwestern waren für mich die Vorbilder feiner adliger Frauenkultur. Vor allem aber war der stattliche, männlich auftretende Apothekenbesitzer Zechlin in der Löwenapotheke, der spätere Bürgermeister, ein guter Freund meines Vaters, mit ihm zusammen in der Konfliktzeit Vorkämpfer der Konservativen Partei in der Stadt. Beide ließen sich in den sechziger Jahren Vollbärte stehen, was ein Wagnis war, denn Vollbärte galten damals als demokratisch. Das schnurrig verschnörkelte Haus der Löwenapotheke mit seinen dunklen Winkeln und heimlich-stillem Garten an der Jeetze hat mir im Spiel mit den Zechlinkindern viel Kinderromantik geboten. Mein damaliger Spielkamerad Lothar Zechlin, der als Konsistorialrat a.D. vor einigen Jahren gestorben ist, hat einmal meine Bewunderung und mein Entsetzen zugleich erregt, als er eine lebende Kröte in den Mund nahm. Aber Reptilien üben auf tapfere Knaben von jeher eine magische Anziehungskraft aus. Ist nicht Siegfried der Drachentöter auch als solch tapferer Knabe aufzufassen? Und etwas von dem unternehmenden Mute des jungen Lothar Zechlin ist auf seinen Sohn, den jetzt in Berlin lebenden Historiker Egmont Zechlin übergegangen, als er, der im Weltkriege schon einarmig geschossen war, 1932 es fertig brachte, ein paar Wochen hindurch den Vormarsch einer japanischen Brigade in der Mandschurei zu begleiten.

Es ist ein und derselbe mächtige Lebensstrom, der durch Kinder- und Menschenleben, durch Kleinstadt und Nation geht und sich tausendfältig individualisiert. Alles hängt ineinander, schwingt ineinander. Alles, was wir erleben, ist symbolisch zu fassen, deutet aufeinander, ist transparent füreinander. So zeigt es uns die geschichtliche Denkweise, die wir seit der Goethezeit in uns entwickelt haben und die auch ein Etwas von Poesie, und gerade auch von Jugendpoesie in sich birgt. Ich kann es mir nicht versagen, ein Wort von Herder wiederzugeben, das ich bei meinen Studien über diese Denkweise fand (Werke, Suphan 9, 478): „Das meiste, was wir in unserm Leben tun, rühret von den Verbindungen und Umständen her, in die uns frühe die Vorsehung setzt. Morgenröte des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe – sie machen meistens den Anklang unserer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und reifere Vernunft uns den Einschlag geben.“

Das heutige Salzwedel ist wohl merklich anders als das Salzwedel meiner Jugend und hängt unmittelbar und rascher bewegt mit dem allgemeinen Leben und der modernen Zeit zusammen. Aber die schwarze Humusschicht seiner Gärten ist, bildlich gesprochen, weiß Gott, auch für das allgemeine Leben der Nation, für den überanstrengten und ausgemergelten Boden ihrer Gesamtkultur heute unentbehrlich. Ebenso wie es unentbehrlich ist, daß Aufgeschlossenheit, Entwicklungsfähigkeit, heller Blick für die Notwendigkeiten einer echten Volksgemeinschaft auch im Konservatismus der Kleinstadt möglich werden.

Noch ein Doppelerlebnis möchte ich erzählen, das unmittelbar hinter der Schwelle meiner Salzwedler Kinderjahre beginnt, aber dann hinübergreift in meine späteren Jahre und so wiederum Vergangenheit und Gegenwart verknüpft. Wir hatten den furchtbar kalten Winter 1870/71 noch in Salzwedel verbracht, wo die Eisblumen nicht von den Fenstern verschwanden und drinnen beim Schein der Öllampe eifrig Charpie für die Verwundeten von uns allen gepupft wurde. Dann führte uns der Frühling nach Berlin. Im Juni 1871 zogen die siegreichen Truppen in das Brandenburger Tor ein. Meine Eltern hatten durch Gunst eines Verwandten Zuschauerkarten für das Universitätsgebäude erhalten. Im zweiten Stock des nördlichen Flügels, wo damals das zoologische Museum mit seinen Gläsern und Skeletten sich befand, standen wir. Von da

aus sah ich die breite, glänzende Front der Regimenter ziehen, sah aber auch ein kleines Häuflein alter Herren mit hohen Zylindern. Das waren, so wurde mir gesagt, die Veteranen von 1813. Und nun 47 Jahre später: Im Dezember 1918 wurde mein Auditorium aus dem Aulagebäude, der alten „Kommode“ Friedrichs des Großen, hinüberverlegt in eben denselben nördlichen Flügel der Universität, weil jenes besetzt war von der kleinen Schar zuverlässiger Soldaten, die für die Regierung Ebert gegen Spartakus und den Bolschewismus kämpfen wollten. Während ich nun in meinem neuen Auditorium über das Zeitalter Ludwigs XIV. vortrug, ertönte in einer Stunde mit einem Male Militärmusik hinein. Truppen, die von Osten aus Rußland kamen und vom Frankfurter Tor her einzogen, marschierten die Linden entlang „mit Paukenschlag und Kling und Klang“. Die Erinnerung an den Juni 1871 ergriff mich. Ich pausierte und überlegte, was und wie ich meinen Studenten von dem Einst und Jetzt, das ich von dieser selben Stelle aus erleben mußte, sprechen könnte. Ich tat es nicht, weil ich spürte, daß der Schmerz meine Stimme ersticken würde, und fuhr fort, von Ludwig XIV. zu erzählen.

Das Elternhaus in Berlin

So kamen wir Ostern 1871 in das Berlin des neuen Reichs und der Gründerzeit. Unsere Familie war wie eine Pflanze, die man aus altem Gartenboden plötzlich herausreißt und weit weg davon auf einem Schuttboden inmitten hohen Mauern wieder ansetzt. In drei Zimmern, drei Treppen hoch in der Straußberger Straße, ohne Dienstmädchen, Klosett auf dem Hofe, war unsere erste Wohnung. Alles aufs Knappste bemessen, denn ein Gehalt von tausend Talern bedeutete für eine Familie mit vier Kindern in der rasch teurer werdenden Großstadt etwas ganz anderes als in der Kleinstadt. Meine Mutter hat eine geradezu heroische Sparsamkeit und Ökonomie geübt, die ich als dummer, anspruchsvoller Junge noch nicht verstanden habe, jetzt aber als Grundlage für alles weitere, langsam sich bessernde Gedeihen unserer Familie erkenne. Sie litt dabei am schwersten, viel schwerer als der geduldige Vater unter der Übersiedlung, die eine Herabsetzung für diesen bedeutete. Er hatte als Vorgesetzter des Salzwedler Postamts den Fehltritt eines Untergebenen, von diesem angefleht, aus christlicher Milde nicht angezeigt. Nun galt er als zu weich für einen Vorgesetzten und wurde Bürobeamter. Er blieb fleißig und treu bis zum Ende seiner Dienstzeit und konnte 1877 noch sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum in Ehren feiern.

Aber es gab auch einiges Tröstliche in Berlin. Wenige Minuten von uns hörte die damalige Stadt auf und lag der Friedrichshain, das Entzücken meiner Jugend mit seinen kleinen Teichen, Hügeln und Nachtigallen. Auch unsere nächsten Wohnungen – denn der unruhige, schlecht behauste Großstädter zog in diesen Gründerjahren alle zwei bis drei Jahre einmal um – lagen dem Friedrichshain nahe oder ihm gegenüber. An seinem Rande, wo die Felder begannen, saß nun meine Mutter oft traurig und klagte über das Babel, in dem man zu leben verurteilt war. Wie sollte ein Kind das verstehen. Aber ich lernte helfen im Haushalt, Milch holen aus dem nächsten „Milchkomtoir“ – so hießen damals die Milchhandlungen –, abends mit den Schwestern dorthin ziehen, um die Mangel für die Wäsche zu drehen, morgens dem Vater die Stiefel

putzen, wofür es ein kleines Taschengeld gab, das später für Bücherkäufe darauf ging. Ich lernte auf der Straße spielen mit den Arbeiter- und Handwerkerkindern, brachte einmal schreckliche Berliner Ausdrücke, die man mir wieder auszutreiben versuchte, nach Hause, entwickelte dann aber auch selber einen eigentümlichen, trotzigsten Willen, Salzwedler Kind zu bleiben und meine Sprache zu behaupten gegen das mir immer etwas ordinär klingende Berliner Deutsch.

Hinterdrein ist mir klar geworden, daß dieser Kontrast zwischen der Salzwedler Kindheit, in der ich das Zeitalter des Posthorns sozusagen vor Toresschluß noch miterlebte, und der Berliner Großstadtumgebung meine ganze Lebensstimmung beeinflußt und romantisch disponiert hat.

Alles noch nach Neubauten in den Gründerjahren, und in den zu hastig aufgeführten Mietskasernen in den östlichen und nördlichen Stadtteilen klappte bald dies und bald das nicht. Es ging die Sage, daß die hoch bezahlten Maurer sich beim Sekt vergnügten. Immerhin war nach meinen Eindrücken das Wachstum der Stadt etwas weniger stürmisch als später um die Jahrhundertwende. Und Berlin, von heute aus gesehen, war eigentlich nur eine große, mäßig bewegte Provinzialstadt. An der Kurfürstenstraße hörte im Westen die Stadt auf, und langsam füllten sich die Straßen zwischen ihr und dem Kanal mit durchlaufenden Häuserreihen. Der Unterricht in der Vorschule ging auch in sehr netter Weise darauf aus, uns Kindern eine lebendige Vorstellung von der Stadt Berlin zu geben. Jeden Sonnabendnachmittag mußten wir, ohne Lehrer und frei zueinander gesellt, einen bestimmten Stadtteil von Berlin durchwandern und davon dann erzählen. Wieviel schöne alte Häuser, sogar Schlüterbauten, gab es damals noch in der Königstadt und Friedrichswerder, und in den Straßen der Friedrichstadt gab es noch überall die alten kleinen Häuser des 18. Jahrhunderts mit ihren Mansardendächern. Uns Kindern imponierten nun freilich damals die ganz modernen Mietshäuser des Westens mit ihren Stuckportalen viel mehr als alles Alte, das als selbstverständlich hingenommen wurde.

In diesen vornehmen Straßen, wo mir jedes Haus als ein Palast erschien, wohnten unsere nächsten Verwandten, der Geheime Obertribunalrat Rathmann, der eine Schwester meines Vater zur Frau hatte, und sein Sohn, der Kammergerichtsrat Rathmann.

Diese Familie Rathmann und der stolze und kühle, aber noble und hilfsbereite Vetter meines Vaters Rudolf Meinecke im Finanzministerium, später dessen langjähriger Unterstaatssekretär, dazu noch Bundesratsmitglied, waren für uns die vornehme Verwandtschaft schlechthin, ein Oberhaus, aus dem man gute Ratschläge und manche dankbar empfundene Hilfe erhielt. Der alte Rathmann, der bald starb, und seine Witwe, die Tante Adelheid, die meinen Vater noch überlebte, waren mit ihren Töchtern hervorragende Mitglieder der irvingianischen Gemeinde. So war dieses Haus für uns von einer eigentümlichen Atmosphäre durchweht, wo sanft auftretende Herrschsucht, christliche Liebe und verwandtschaftliche Wärme ineinander wirkten. Mein Vater stand innig mit der frommen Tante Adelheid, die fast wie das mütterrechtliche Haupt einer Großfamilie mir heute erscheint; meine Mutter dagegen, die sich als Tochter eines rationalistischen Pfarrers ihr orthodoxes Christentum etwas angequält hatte, litt unter ihr.

Etwas weniger scharfe Luft war in dem Hause meines Vetters Heinrich Rathmann, des Kammergerichtsrats und späteren Senatspräsidenten. Aber auch er, grundgütig, treu und zuverlässig, war streng konservativ und gehörte einem Bibelkränzchen höherer Beamten an, zusammen mit dem späteren Kultusminister Bosse und mit Theodor Lohmann, der eine treibende Kraft in der sozialpolitischen Gesetzgebung wurde. Es waren die Ausläufer der Welt Friedrich Wilhelms IV., die in meine Jugend hineinragten. Auch der liebste Freund meines Vaters, Geheimrat Schede im Handelsministerium, war einer der Frommen aus dem einstigen Kreise der Brüder Gerlach, Danteverehrer und musikalisch hochgebildet. Gertrud Bäumer hat in ihren Lebenserinnerungen über ihn und seine originelle Frau manches Hübsche erzählt. Seine zahlreichen Briefe an meinen Vater, die ich bewahre, würden den Fremden, der sie liest, weichlich und frömmelnd berühren. Ich aber, der viel Güte von ihm empfang, sah in ihm voran immer den geschlossenen Charakter.

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Inbrunst sich Schede und mein Vater und dazu noch ein zweiter Freund meines Vaters, der Kammergerichtsrat Klingner, in die Bachsche Musik vertieften. Klingner war ein Meister des Klavierspiels, und Musikverständige stellten sein Spiel von durchgeisterter Kraft und Rhythmus über das manches bekannten Konzertvirtuosen. Für mich war und blieb

Klingner, der etwas steif nach außen erschien, aber zart nach innen gewandt war, die ideale Verwirklichung eines Lebens, das, indem es im engsten Kreise verläuft, dabei zu einer inneren Vollkommenheit gelangt. In den Fontanebriefen von 1888 kommt er einmal vor anlässlich einer kurzen Berührung mit ihm auf der Brodbaude im Riesengebirge, ohne daß sein Name genannt wird. Aber ich war zufällig im Hintergrunde dabei, beobachtete die Szene, wie Fontane mit Klingner sprach, und weiß, daß er gemeint ist. Fontane erklärte ihn nach seinem ersten Eindruck für einen langweiligen Juristen und ahnte nicht, was in ihm steckte. Klingner aber wußte, was in Fontane steckte. Mit Klingners Söhnen, die etwas älter als ich waren, verknüpfte mich eine langjährige Freundschaft.

Für meine Eltern und Schwestern wurde dann die Singakademie unter Grell und Blumner, in der die Schwestern mitsangen, fast ein Heiligtum. Mutter und Schwestern sangen zu Hause die Lieder Schuberts, Schumanns und Brahms', der Vater spielte oft, wenn er vom Dienst nach Hause gekommen war, stundenlang aus Bachs wohltemperierten Klavier, komponierte auch kleine Sachen. Durch ihn habe ich später als älterer Schüler die Neunte Sinfonie zum ersten Male gehört. Er spielte sie mir auf meinen Wunsch aus dem Klavierauszuge vor. Wenn ich nur selber mehr musikalische Begabung gehabt hätte! Die Klavierstunden, die mein Vater mir früh gab, als mein Sinn dafür noch gar nicht vorhanden war, wurden mir zur Qual. Als ich dann als Primaner spontan wieder Lust bekam, war es zu spät, und ich kam über ein ungelinktes Klimpern nicht mehr hinaus. Dennoch wagte ich mich dabei, ohne jede Ahnung von Musiktheorie, an das Komponieren von Liedern, deren Melodien meine Schwestern aber für unsangbar erklärten, weil sie zu hoch für die Stimme gingen. Für meine ganze Entwicklung aber war diese Schwängerung des Lebens im Hause mit Musik, sehr edler deutscher Musik, nicht ohne Bedeutung. Meine Neigung, mich träumerischen Stimmungen wortlos hinzugeben und erfüllt von allerlei schwebenden Gefühlen und unausdrückbaren Gedanken dahinzuleben, ist dadurch genährt worden.

Der Lebensstil der christlich-germanischen Welt, dem meine Familie folgte, schloß auch eine heitere und harmlose Geselligkeit mit ein. Wenn die Lust zum Tanzen sich regte, entschuldigte man es in diesen Kreisen einmal damit, daß man sich einen „christlichen Reigen“ erlauben dürfe. Der Vater war befreundet mit dem Maler

Bolte, einem Nachzügler der Nazarener, der viel Kirchenbilder malte. Sein ältester Sohn war Johannes Bolte, dessen Namen als eines schwerklehrten Literaturhistorikers heute wohl jeder Germanist gehört hat; ein jüngerer Sohn von ihm, Friedrich, wurde mein Schulfreund. Nun entwickelte sich um die Mitte der siebziger Jahre zwischen unseren und zwei anderen Familien, die reich an Söhnen und Töchtern waren (Nauck und Kaiser) ein regelrechter Kränzchenverkehr mit lebenden Bildern, Rezitationen und scherzhaften Mimiken. Kam es hoch, so deklamierte einer der reiferen Söhne mit schallender Stimme den ersten Faustmonolog, und der Ostergesang aus dem Faust in der Radziwillschen Komposition wurde von dem Singschor der vereinigten Familien dazu gesungen. Dies christlichste Stück im Faust legitimierte ja gewissermaßen den ganzen Faust für die christliche Familie. Wir beiden Knaben aber, Bolte und ich, besorgten den laufenden Dienst, indem wir die von Vater Bolte gemalten Kulissen ständig hin und her zu tragen hatten zwischen dem Königstor, wo wir und die beiden anderen Familien wohnten, und dem Oranienplatz, wo Vater Bolte wohnte. Daß wir dabei einmal mit unseren Kulissen, an die wir uns angebunden hatten, auf die Straße fielen und von mitleidigen Passanten wieder aufgehoben werden mußten, schmälerte unser Vergnügen an der Sache durchaus nicht.

Auf dem Köllnischen Gymnasium

Meine Schulzeit ist in einem Rhythmus von abwärts, aufwärts, wieder abwärts und wieder aufwärts verlaufen. Denn ich war kein gleichmäßig wachsendes, sondern ein unharmonisch und mit Hemmungen sich entwickelndes Menschenkind.

Auf der Bürgerschule in Salzwedel hatte ich schon drei Jahre zugebracht und drei Klassen durchmessen, als wir nach Berlin kamen, aber eigentlich wenig mehr gelernt als lesen und schreiben. Der Unterricht war schlapp, und man ließ mich ruhig auf einer der letzten Bänke sitzen und träumen. Auf Berliner Schulen aber wehte ein schärferer Wind. Ich wurde für die erste der drei Vorschulklassen des Köllnischen Gymnasiums angemeldet, bestand aber im Rechnen so schlecht, daß ich in die zweite zurückversetzt wurde, also eigentlich zwei Schuljahre verlor. Hier bekam ich einen humoristischen Lehrer, der zwar seine Späße mit uns trieb, uns aber auch sehr energisch anfaßte, so daß ich das Lernen zu lernen anfang. Und da ich den Jahren nach den Klassenkameraden nun etwas voraus war, konnte ich von der ersten Vorschulklasse an auch Musterschüler werden und es bis zur Quarta bleiben; durch die Quinta bin ich sogar mit einem halben Jahr gerutscht. Als Sextaner hatte ich einmal ein kleines charakteristisches Erlebnis. Ein jüdischer Schulkamerad, Sohn eines Bankiers in der Dorotheenstraße, lud mich in sein Elternhaus ein, wo gerade eine Gesellschaft nach dem Diner sich erlustierte. Ein so üppig eingerichtetes Haus war mir noch nicht vorgekommen. Der Herr Papa aber mit hängendem Backenbart gab uns Kindern nun Aufgaben im Schnellrechnen und belohnte den jeweiligen Sieger im Wettkampf mit Konfekt. Ich schnitt nicht glänzend ab dabei.

Die Eltern hätten mich gern von der Quarta weg nach Schulforta gebracht, wo es ganze Freistellen gab, während das Köllnische Gymnasium mir nur ein Stipendium der Agathon-Benary-Stiftung für Schulgeldfreiheit geben konnte. Auf Schulforta waren mehrere meiner älteren Vettern mit Stolz gewesen. Aber ich schauerte vor dieser Aussicht, in ein Internat gesperrt zu werden, fürchtete auch die größere Strenge des Betriebes. Das waren Re-

gungen eines weichlichen Kinderindividualismus, und ich war ein zarter und nervöser Bursche. Heute bedaure ich es, daß es den Eltern nicht gelang, die Freistelle zu erhalten. Schulpforta würde mir wahrscheinlich mehr geistige Konzentration gegeben und mich vor manchen Abwegen der Neigung bewahrt, auch humanistisch besser ausgerüstet haben als das Köllnische Gymnasium, dessen Unter- und Mittelklassen überfüllt waren mit einem sehr disparaten Schülermaterial aus den Geschäftsvierteln Berlins. Und ebenso disparat war auch die Lehrerschaft zusammengesetzt. Rudolf Haym, der das Köllnische Gymnasium auch einst besucht hat, schildert es in seinen Lebenserinnerungen so, daß man an einen durch Generationen sich erhaltenden genius loci der Zwiespältigkeit in dieser Anstalt glauben möchte.

In der Quarta begann nun schon mein innerer Abstieg. Denn es begannen die für empfindliche Naturen besonders gefährlichen Jahre der Pubertät. Ich war bis dahin trotz meiner körperlichen Schwäche ein ganz leidlich unter meinesgleichen sich behauptender Schulkamerad gewesen, dem es an Freunden nicht fehlte. Jetzt begann mein Sprachleiden, ich begann zu stottern. Was das bedeutet, wissen genau außer den Leidenden selbst wohl nur einsichtige Pädagogen. Und die Schulkameraden der mittleren Klassen sind die mitleidlosesten aller Menschen. Der Tertianer insbesondere ist der Schrecken auch des Lehrers. Die Eltern ließen mich in meiner Tertianerzeit an einem Sprachheilkursus teilnehmen. Er half zunächst wie ein Wunder, und ich erschien mir selbst plötzlich wie ein neuer Mensch, gelöst und frei weg. Aber es hielt nicht vor, und nach weniger als einem Jahr war es so schlimm wie zuvor und blieb es so, daß ein dumpfer Fatalismus sich auf mich legte. Später habe ich noch wiederholt solche Sprachheilkurse durchgemacht und es schließlich erreicht, daß ich auf das Katheder steigen konnte. Aber auch da hat der tückische Dämon meines Leidens mir oft einen Streich gespielt. Das gehört zu den Dingen, die ich eigentlich nicht erzählen, sondern in mich verschließen möchte. Aber meinen einstigen Hörern glaubte ich ein Wort darüber sagen zu müssen, denn ich bin vielen von ihnen für ihre Nachsicht dankbar.

In der Tertia wurde es nun auch Ernst mit der Mathematik, und dafür war ich gar nicht begabt. Die Verbindung von sinnlicher Anschauung und abstraktem Denken, die in der Geometrie verlangt wird, fiel mir schwer, weil ich von Kind an durch Schwachsichtig-

keit des linken Auges sinnlich gehemmt war und keine gerade Linie zeichnen konnte. Deswegen hat mich auch der mitleidige Zeichenlehrer schon ganz früh aus allem Zeichenunterricht entlassen. Ich ließ aber auch sonst in der Tertia nach, stürzte mich dafür mit Leidenschaft auf Indianerromane und Markensammeln, kam mit Mühe nach Obertertia und blieb in dieser sitzen. Zum Glück verlor man dadurch damals immer nur ein halbes Jahr.

Da hatte ich nun einen würdigen, alten, beleibten Herrn mit weißem Backenbart, Typus Biedermeier, zum Ordinarius, dem ich trotz oder gerade wegen seiner Strenge dankbar wurde, weil er mich einmal salomonisch weise zu strafen verstand und dabei fühlen ließ, daß er mich innerlich nicht verwarf. Er war wohl der originellste Lehrer, den ich erlebt habe, dieser Professor Kersten, halb feierlich, halb humoristisch, aber immer Autorität – ein rechter Bändiger von Tertianern. Unvergessen sind mir seine spaßhaften mnemotechnischen Kunststücke, die er uns beibrachte, um die Schlachten des Siebenjährigen Krieges zu behalten. Merken Sie sich, sagte er, für das Jahr 1757 folgenden Satz: „Prachthäse hast du an großen Rossen und Leuten“ – Prag, Kollin, Hastenbeck, Großjägerndorf, Roßbach und Leuthen! Und für das folgende Jahr 1758: „Die Franzosen krächten vor Zorn hoch“ – Krefeld, Zorndorf, Hochkirch usw.

Die Unter- und Obersekunda bildete dann wieder ein geschlossenes Kapitel in meiner Jugendentwicklung. Ich war nun 16 Jahre alt, und es regte sich etwas in mir, was zur Poesie hindrängte. Ich hatte wohl schon als Quartaner Brentanos Gockelmärchen, Eichendorffs Taugenichts und Fouqués Undine, unter Billigung dieses romantischen Geschmacks durch meinen der Romantik holden Vater, begeistert genossen und einige holprige Verse gemacht, auch im deutschen Aufsatz mich immer etwas hervorgetan. Dazwischen aber kam in der Tertia die Indianerbegeisterung, die dahin auslief, daß ich mir aus der Bibliothek des Reichspostamts sämtliche über Amerika handelnden Bücher nach und nach entlich mit dem Zukunftstraum, etwa als Arzt einmal Amerika zu bereisen. Aber nun in der Untersekunda rumorte es in mir von dem, was ich in Vilmars Literaturgeschichte gelesen und was ich in den Bücherständen der Antiquare fand und, soweit es das bescheidene Taschengeld und kleine Einnahmen durch Stundengeben erlaubten, erstand. Wer von den damaligen bücherliebenden Bewohnern Berlins wird den

trefflichen Dantz und sein Freiluftantiquariat in den Leipziger Kolonnaden vergessen, wo ich Originalausgaben von Wackenroders Phantasien und Schillers Jungfrau von Orleans für, ich glaube, je 50 Pfennige erwarb. Es ist ja lächerlich, wie der Sammlertrieb des Jungen für alte seltene Bücher und hübsche Einbände verwachsen sein kann mit innerlichen Regungen für etwas Schönes und Geistiges, wie es da immer von außen nach innen und von innen wieder nach außen geht. Es kam hinzu, daß durch Homers Odyssee und durch die Schillerlektüre im Deutschunterricht neue, auf das Gemüt wirkende Stoffe auch die Schulstunden lebendiger machten. Aber der Trieb zu lesen ging nun auch gleich weit über das Schulpensum hinaus auf Gutes wie Mittelmäßiges in deutscher und ausländischer Literatur, auf Hörensagen oft hin und ohne rechtes Scheidungsvermögen für Echt und Unecht. Scotts, Bulwers und Marryats Romane wurden verschlungen. An Schiller, Goethe und Shakespeare trat ich mit einer Bewunderung heran, die, wenn sie auch anfangs nur auf ihrer überkommenen Autorität beruhte, doch schon zu einer ahnungsvollen Ergriffenheit führte. Calderon und Cervantes, in den Übersetzungen der Biedermeierzeit billig erworben, wurden noch mit besonderer Liebhaberei für die spanisch-romantische Welt genossen.

Ich dehnte mich aus wie eine Pflanze, die wieder Luft und Licht bekommt, wurde gelöster und fand gleichgerichtete Freunde. Mit unseren drängenden Trieben für Dichtung, Theater und Kunst waren wir uns selbst überlassen. Unsere damaligen Lehrer waren Stundengeber, dieser und jener wohl auch menschlich uns beobachtend, aber im ganzen von uns getrennt durch eine Kluft, so daß niemand von uns daran denken konnte, vertraulich um ihren Rat und ihre Hilfe zu bitten. So gründeten wir für uns einen literarischen Verein, wo dann unsere Eltern etwas mithalfen, um Lese-, Vortrags- und Theaterabende in den Wohnungen zu ermöglichen. Ich übte einigen Einfluß aus und drängte, als wir 1879 in die Obersekunda kamen, zu festerer Ausgestaltung unseres Treibens. „Jungbrunnen“ nannten wir uns und trugen stolz ein blauweißes Band, das unsere Schwestern uns zurechnähten, auf der Brust. An Schillers Geburtstag aber veranstalteten wir eine Feier mit Punsch und Pfannkuchen und sangen hell begeistert: „Freude schöner Götterfunken.“ Jetzt sind wohl alle dieses Kreises dahin. Noch vor kurzem, 1937, starb Georg Kampffmeyer, der sich als Arabist

und als Marokkokenner einen Namen gemacht und auf die gewaltigen geistigen Umwälzungen im nahen Orient schon früh mahnend hingewiesen hat. Damals hielt ich ihn für einen wirklichen Dichter und bewunderte seine sanfte melancholische Lyrik im Hölderlinschen Geschmack.

Wir regten uns nun gegenseitig zu einer richtigen Monatsschrift an, die aus Pflichtbeiträgen der Mitglieder zusammengesetzt, von mir erledigt und in Umlauf gebracht wurde. Jeder mußte sich auch die schriftlichen, oft recht scharfen Zensuren der anderen gefallen lassen. Diese Selbsttätigkeit, mit der wir uns eine kleine Welt mit Feuereifer aufzubauen versuchten, hatte wohl ihr Gutes inmitten eines sonst etwas sterilen Schulbetriebs. Aber unsere kleine Welt war wirklich klein und zum Teil aus gar zu schwammigem Stoffe aufgebaut. Gott sei Dank ist nichts von meinen eigenen damaligen Elaboraten, einer elenden Jambentragödie, die auf einer verwunschenen Burg im Harz spielte, sentimental-erotischen Novellen im Heyse-Sturm-Geschmack, Essays über Grillparzer, Kaiser Maximilian von Mexiko, Anselm Feuerbach usw. erhalten. Höchstens möchte ich gern einmal wieder lesen, was ich damals über Feuerbach zu sagen wußte. Gleich nach seinem Tode wurde nämlich 1881 eine Feuerbach-Ausstellung in der Nationalgalerie veranstaltet. Sie war mir wie eine Offenbarung klassischer und doch mein Innerstes gleich ganz modern berührender Kunst. An dem „Konzert“ konnte ich mich nicht satt sehen.

Noch waren wir völlig unberührt von der großen naturalistischen Wetterwende, die sich in Norwegen, Rußland und Frankreich damals vollzog, bewunderten die Epigonen unserer Klassiker beinahe ebenso wie diese selbst, und von meinen damaligen Lieblingen haben sich mir auf Lebenszeit nur Raabe, Storm und der größte von ihnen, Mörike, „dieser wundersame Mensch“, wie ihn Jakob Burckhardt einmal nennt, als dauerhaft erwiesen.

Aber unser Treiben endete mit einer Katastrophe. Unsere Schulleistungen waren inzwischen tief gesunken, und gerade die Führer des Jungbrunnens blieben bei der Versetzung in die Prima alle sitzen. Die Eltern waren außer sich, daß ich dies zum zweiten Male erlebte, und sprachen von Berufswechsel. Und der damalige Direktor des Gymnasiums, Adalbert Kuhn, der hochangesehene Sprachvergleicher, Mythenforscher, Freund Gustav Freytags und Mitglied der Akademie, der uns Schülern freilich in den Homer-

stunden der Obersekunda alt und stumpf vorkam, gab mir einmal den Rat, Subalternbeamter zu werden. So war es ein bitteres Semester, das ich in der Obersekunda noch absitzen mußte.

In der Prima habe ich erst wieder richtig arbeiten gelernt. Die Schülerzahl wurde kleiner, ihre Auslese besser. Der Jungbrunnen hörte auf, aber der Freundeskreis im ganzen blieb und erhielt Zuwachs. In der Oberprima kamen Franz Keibel, der spätere namhafte Anatom, mit dem ich dann in Freiburg und Berlin die Freundschaft wieder erneuerte, und der liebenswürdige und begeisterungsfähige Otto Kern, der heute noch lebende Gräzist in Halle und bedeutende Religionsgeschichtsforscher hinzu. Und von weitem lernte ich auch schon den durch eine Klasse von mir getrennten, an Jahren älteren Paul Hensel, den späteren Erlanger Philosophen kennen.

Auch die Persönlichkeiten der Lehrer wurden uns jetzt wichtiger. Denn was hilft alles Unterrichten, wenn nicht dem Lehrer der Schüler, dem Schüler der Lehrer auch als Persönlichkeit wichtig wird. Zellmer, dessen straffer und durchdachter Geschichtsunterricht in der Oberprima mir starken Eindruck machte, verband das humanistische Element mit preußisch-militärischer Strenge. Wir respektierten ihn als Mitkämpfer des Krieges von 1870/71 und hörten, daß er für Mommsen dies und das gearbeitet habe. Rätselhaft uns allen aber blieb der noch strengere Latinist Lorenz mit dem Spitznamen Jobs, der uns in Oberprima betreute und auf Gerundivkonstruktionen und Horazische Metra dressierte. Er war ein Schüler des berühmten dänischen Philologen Madvig, Junggeselle, mit rötlichem rundem Vollbart, immer soigniert angezogen, sehr reserviert und ironisch gegen uns, und es ging die Sage, daß er schwere politische Schicksale in seiner schleswigschen Heimat einst erlebt habe. Und in einem Vortrage über Asinius Pollio, den er uns einmal hielt, schien mir Derartiges geheimnisvoll anzuklingen, als er von der Charakterprobe durch politische Verfolgungen mit fast bewegter Stimme sprach. Lieben konnten wir ihn nicht, und bemogelt haben wir ihn reichlich. Aber dazu hat er uns selbst erzogen. Er streute nämlich in die lateinischen Extemporalien des der Abiturientenprüfung vorangehenden Semesters einzelne besonders auffallende sprachliche Wendungen nach und nach ein. Sie waren immer einem und demselben Passus bei Cicero oder Livius entnommen, der dann in der Klausur der Prüfung als geschlossener

Text zur Rückübersetzung ins Lateinische uns vorgelegt wurde. Nichts einfacher für uns, als in einem *Lexicon Ciceronianum* oder *Livianum* jene Wendungen nachzuschlagen und, wenn zwei bis drei von ihnen demselben *Passus* entnommen waren, auch diesen zu finden, auswendig zu lernen und so ausgerüstet in die Klausur zu gehen. Merkwürdige Pädagogik von Lorenz, denn er muß es ja gemerkt haben. Ob er es vielleicht, um selbst als Lehrer in der Prüfung gut abzuschneiden, tat? Eine Freude hat er mir aber kurz vor der Prüfung gemacht. Er gab meinem letzten lateinischen Aufsatz vor dem Examen die von ihm noch nie gegebene Note vorzüglich und ließ ihn vorlesen, um der Klasse ein Beispiel zu geben, wie man auch ohne das sonst übliche ciceronianische Phrasenfüßel prägnant schreiben könne. Wir waren damals fast die letzten, die auf preußischen Gymnasien lateinische Aufsätze zu schreiben hatten. Ich habe ihre Abschaffung immer bedauert. Denn sie erziehen, richtig angeleitet, gerade auch zur Prägnanz im Denken.

Fast im Sturm liebgewonnen aber haben wir in der Oberprima unseren neuen, aus Stettin herübergekommenen Gymnasialdirektor Franz Kern, den Vater von Otto Kern. Ulrich Wilcken, der ihn vorher in Stettin als Lehrer gehabt hatte, ist mit mir heute darin einig, daß er uns beiden ungewöhnlich viel bedeutet hat. Über Franz Kern hat nach seinem Tode im Goethejahrbuch ein Nachruf gestanden, wo das Wort eines seiner unter ihm amtierenden Lehrer zitiert wurde: „Man freute sich jedesmal, wenn man ihn sah.“ Er wirkte nicht etwa durch leichtflüssige Liebenswürdigkeit. Er war immer Würde und Gemessenheit, aber durchwärmt von einem inneren humanen Ethos. Vielleicht war dieses zu gleichmäßig, zu allgemein-menschlich, um ganz persönlich zu wirken und das Persönlichste in uns zum Schwingen zu bringen. Vielleicht war seine Haltung etwas stilisiert und von Selbstgefälligkeit nicht ganz frei. Aber eine solche Verbindung von Wohlwollen, Strenge und überlegener Geistigkeit hatten wir bisher bei keinem unserer Lehrer erlebt. Einer meiner Freunde schwärmte ihn wie ein Backfisch in einem Gedichte an, das den stattlichen Mann mit grauem Vollbart gar als Wodan – Felix Dahn war damals in Mode – verherrlichte.

Jetzt erscheint er mir so recht als eine Verkörperung spätklassischen Geistes, als ein ähnlicher Widerschein zwar nicht des ganzen Goetheschen Wesens, aber doch einer echten Seite dieses Wesens, wie es damals das neu enthüllte Goethestandbild Schapers im